

**Blätter des Bundes der
Religiösen Sozialistinnen
und Sozialisten
Deutschlands e.V.**

1/11

**März 2011 · 64. Jahrgang
Einzelverkauf 6,- €**

Una terra

Jochen Bohl

Die Logik des Bösen durchbrechen

Renate Schröder, Karoline Mayer,
Udo Fleige , Gerd Büntzly

Leben in Lateinamerika

Jutta Klimmt, Margot Käßmann

175 Jahre Gossner Mission

Ingrid Hufnagel

Herforder Mittagstisch

Eugen Drewermann, Fredi Lukes, Charles Köllner

Demonstrieren gegen den Krieg

Winfried Eisenberg

Der Nuklear-Kreislauf

Sven Giegold

Welt-Sozialforum in Dakar

Rezensionen

Bundesnachrichten

**CHRISTIN
CHRIST UND
SOZIALISTIN
SOZIALIST**

CUS

KREUZ UND ROSE



IMPRESSUM

**CuS. Christin und Sozialistin/
Christ und Sozialist. Kreuz und Rose.**
Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands, erscheint seit 1948.

Herausgeber:

Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V., gegründet 1919/1926

Vorstand:

Michael Bschorr, Reinhard Gaede,
Norbert Voß, Bernd Zielmann

Redaktion:

Dr. Reinhard Gaede (v.i.S.d.P.)
Wiesestr. 65, D-32052 Herford
Tel. 0 52 21/34 25 56
cus@brsd.de, reinhard-gaede@gmx.de
Michael Bschorr

Redaktions-Beirat:

Friedrich W. Bargheer, Blomberg
Heiko Bluhm, Lauffen a.N.
Hartmut Futterlieb, Bad Hersfeld
Fritz Hufendiek, Berlin
Elmar Klink, Bremen
Helmut Pfaff, Frankfurt
Norbert Voß, Rösrath
Wieland Zademach, Unkel
Bernd Zielmann, Hattingen

CuS/BRSD im Internet:

www.BRSD.de

Webmaster:

Darius Dunker, Aachen

Erscheinungsweise vierteljährlich

Abonnements:

Norbert Voß, Altvolberg 20,
51503 Rösrath, Tel. 0 22 05/79 37,
n.voss@redezeit.de

Preise:

Einzelheft € 6,-, Doppelnummer
€ 8,-, Jahresabonnement Inland:
€ 20,- pro Jahr, Ausland: Europa
€ 24,-, Welt € 28,50. Förder-
abonnement € 25,- oder mehr.
Kündigungen werden zum Jahresende
wirksam. Bitte überweisen Sie den
Betrag jeweils zum Jahresbeginn an
den BRSD e.V., KD-Bank, BLZ 350
601 90, Konto-Nr. 2 119 457 010
Internationale Überweisungen:
IBAN DE 15350601902119457010
BIC GENODED1DKD

Gestaltung & Layout:

Thomas Biedermann,
Kreativ-Schmie.de, Hamburg
www.kreativ-schmie.de

Druck:

Ordensgemeinschaft der Armen-
Brüder des heiligen Franziskus
Sozialwerke e.V., Beschäftigungshilfe

ISSN 0945-828-X

Christ und Sozialist / Christin und Sozialistin

INHALT

Editorial	3
Jochen Bohl Aus Glauben die Logik des Bösen unterbrechen	5
Renate Schroeder Schw. Karoline und das Weltgebetstagskomitee	8
Karoline Mayer Weihnachten in der Fundación Christo Vive	13
Udo Fleige Olivia und die Volksbildung in Nicaragua	17
Gerd Büntzly Natur-Mystik bei José Martí	25
Jutta Klimt 175 Jahre Gossner Mission	30
Margot Käßmann Mission. Botschaft an Epiphanias	33
Ingrid Hufnagel Alltag beim Herforder Mittagstisch	37
Karl Christoph Köllner „Lasst uns Frieden schaffen“	39
Eugen Drewermann Den Schlachthof der Geschichte verlassen	40
Fredi Lukes Anti-NATO-Demonstration in München	46
Winfried Eisenberg Der Nuklearkreislauf. Bedrohung des Lebens	49
Sven Giegold Das Welt-Sozialforum in Dakar	56

Rezensionen

Ulrich Duchrow Gemeinwohl-Ökonomie	61
Wieland Zademach Die Wahrheit leben	62
Wieland Zademach Theologie im Lichte Neuen Denkens	63
Martin Ostermann Chile – zwischen Sozialismus und Militärdiktatur	68

Bundesnachrichten

BRSD-Presseerklärung zu Afghanistan	72
Kirchentag in Dresden	73
Glückwünsche	73
Jahrestagung BRSD	74

Bilder- und Fotonachweis	74
Autorennachweis	74

Editorial

Una terra, „eine Erde“, ist das Hauptthema dieses Heftes, das damit in einer Reihe steht mit den Heften „eine Welt“, „unsere Welt“ in CuS 4/2007 und 2–3/2009. In diesen Tagen sind wir bewegt von dem mutigen Aufbegehren der jungen Menschen in *Tunesien* und *Ägypten*, die machtvoll Demokratie durchgesetzt haben und in arabischen Staaten ein Beispiel geben. Jetzt bängen wir um *Libyen*.

Die Frankfurter Rundschau brachte am Samstag 5./6. Februar 2011, Nr. 30 den zweiseitigen Beitrag von Khaled Alkhamissi: „Erfahrungen mit der ägyptischen Revolution“: „Dank dieser Jugendlichen hatte das ganze ägyptische Volk auf der Straße zum ersten Mal seit Jahren das Gefühl von Würde ... Jene Jugendlichen wurden Zeit ihres Lebens genau wie das übrige ägyptische Volk tagtäglich von einer Gesellschaft beleidigt, deren Regierung daran gescheitert ist, ihr Ziel einer gesellschaftlichen und ökonomischen Entwicklung zu verwirklichen. Und dies unter dem Beifall der USA, weil der ägyptische Präsident sich an das magische Rezept des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank hielt, um das Land zu zerstören, nachdem jene Institutionen bereits die Ökonomien großer Staaten auf der Welt zerstört haben, angefangen mit den lateinamerikanischen Staaten in den siebziger und achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Auch die EU hat einem diktatorischen Staat wie Ägypten Beifall gezollt ... Die USA fordern von den arabischen Staaten, die nichts anderes sind als ihre Marionetten, dass sie amerikanisch und diktatorisch zugleich sind ...“



V.l.: *Helmut Pfaff, Friedrich Wilhelm Bargheer, Reinhard Gaede, Michael Bschorr, Elmar Klink, Fritz Hufendiek, Wieland Zademach*

Die ägyptischen Jugendlichen gingen auf die Straße und hielten Slogans hoch, auf denen stand: ‚Nein zur Armut, nein zur Arbeitslosigkeit, nein zur Gaunerei! ...‘ Alle sollen verstehen, dass die Forderungen des Volkes und die Forderungen der Jugend klar sind: Der Sturz von Husni Mubarak; die Auflösung des Parlaments; die Annullierung der Notstandsgesetze, die seit Mubaraks Machtübernahme vor dreißig Jahren verhängt sind; die Abänderung derjenigen Paragraphen der Verfassung, die grundlegend die Art der Wahl des Präsidenten der Republik und seine Befugnisse betreffen; die Begrenzung der Präsidentschaft auf zwei Wahlperioden; die Bekämpfung der Korruption; Meinungsfreiheit; die Lösung des Problems der Arbeitslosigkeit.“

Die Gruppen, die wir in Ägypten unterstützen sollen, gehören zu den mutigen Menschen auf dem Tahrir Platz in Kairo. Wir können sie jetzt erst kennen lernen. Der Westen sollte nicht wieder in alte Fehler verfallen, die alten Eliten auszurüsten und zu subventionieren. Er sollte demokratischen Bewegungen Vertrauen schenken und die eigenen Werte Menschenrechte und demokratische Verfassung auch wirklich lebendig werden lassen.

Leider hatte die so genannte *Münchener Sicherheitskonferenz* diese Perspektive bisher nicht.

Die ehemalige Wehrkunde-Tagung ist – in ihrer Zusammensetzung, ebenso in ihrer Finanzierung aus dem Verteidigungsetat – nach wie vor stark militärisch geprägt. Es herrscht die Grundeinstellung, Sicherheit gründe letztlich in wirtschaftlicher und militärischer Stärke. Jedes Jahr wird die Konferenz von Friedensinitiativen begleitet. *Fredi Lukes*, designiertes Vorstandsmitglied der Schweizer Religiösen Sozialisten hat ein Protokoll zur Demonstration geschrieben. *Karl Christoph Köllner* vom BRSD, Gruppe Thomas Müntzer, hat ihn begleitet und ein Nachwort geschrieben. Alle waren sehr bewegt von *Eugen Drewermanns* Rede gegen den Krieg. Konsequenz pazifistisch gibt er eine Bilanz des Unheils bisheriger Kriege, warnt vor Militarismus und fordert, dass internationale Konflikte durch eine unabhängige Schiedsstelle bei der UNO gelöst werden müssten. Soldatische Macht darf der UNO allein unterstellt sein.

Die Predigt zur Jahreslosung 2011 haben wir wieder aus der Frauenkirche Dresden gehört. Landesbischof *Jochen Bohls* Predigt über Röm. 12, 21 ruft dazu auf, die Logik des Bösen zu durchbrechen.

Der *Weltgebets-Tag*, größte ökumenische Veranstaltung von Frauen, die auch Männer einladen, – wie jedes Jahr am ersten Freitag im März – ist diesmal von den Frauen in Chile vorbereitet worden unter dem Motto: „Wieviel Brote habt Ihr?“ An einer Reise der westfälischen ev. Frauenhilfe hat *Renate Schröder* teilgenommen und einen umfangreichen Bericht über die Begegnungen in Chile vorgelegt. Wir geben daraus die Begegnung mit Schwester *Karoline Mayer* und ihrem Werk Fundacion CHRISTO VIVE wieder, ebenso das Treffen mit den Frauen des chilenischen Nationalen Weltgebetstags – Komitees. Von Schwester *Karoline* hat uns auch ein Brief zum Weihnachtsfest erreicht. „Das Geheimnis ist immer die Liebe“, das Motto ihres Buches ist ein Kommentar zu ihrem unermüdlichen Wirken, auch in den schweren Tagen der Diktatur. Über diese Zeit in Chile erfahren wir auch in der Rezension der Biographie von *Helmut Frenz*, die *Martin Ostermann* geschrieben hat. *Helmut Frenz* war Bischof der Ev.-Luth. Kirche und hat während der Diktatur viele Flüchtlinge vor Verfolgung gerettet.

Seit 1986 nehmen wir teil an der Fortbildung für Lehrer/innen in Nicaragua, die *Olivia Alvarez* als Beauftragte der Gewerkschaft und Leiterin des Projektes mit monatlichen „talleres“ durchführt. Ihre BRIEFE AUS MATAGALPA belegen das große Bedürfnis der Menschen nach Bildung. Die Verbindung mit ihr entstand in der Zeit, als das Land von den „Contras“, unterstützt von der CIA (dem US-amerikanischen Geheimdienst), verwüstet wurde und die Errungenschaften der Revolution, besonders die Alphabetisierung, bewahrt werden sollten. *Udo Fleiges* Artikel berichtet über die Entwicklung der Arbeit in der Situation des Landes. Die Kultur Lateinamerikas ist geprägt worden von *José Martí*, dem kubanischen Nationaldichter (1853–1895). *Gerd Büntzly* hat einen Artikel über ihn geschrieben.

125 Jahre alt ist die *Gossner Mission* geworden. Sie steht an der Seite der an den Rand gedrängten Menschen in Deutschland ebenso wie in Übersee. So richtet sich unser Blick auch nach Indien, Nepal und Sambia. *Jutta Klimmt* berichtet, und *Margot Käßmann* hat die Festpredigt gehalten.

„Die im Dunkel sieht man doch.“ Das ist das Motto des Herforder Mittagstischs, den Schw. Ingrid Hufnagel vertritt.

Die Castoren rollen wieder. Protest erhebt sich gegen die Atompolitik der schwarz-gelben Regierung. Über die Gefahren der Atomenergie möchten wir fortlaufend berichten. Winfried Eisenberg sieht vom Uranbergbau bis zum Alltagsbetrieb der Atomreaktoren die gesamte Schöpfung in Gefahr. Eine Energiewende ist dringend geboten.

Am 11. Februar 2011 ging das sechstägige *Weltsozialforum* in Dakar, Senegal, zu Ende. In seiner Eröffnungsrede machte Boliviens Präsident Evo Morales das kapitalistische System für die globalen Krisen verantwortlich und rief alle Anwesenden dazu auf, soziale und ökologische Alternativen durchzusetzen. *Sven Giegold* hat uns einen Bericht geschickt.

Am 10. Dezember 2010 jährte sich zum fünfzigsten Mal der Todestag von *Gotthilf Schenkel*, Schriftleiter des BRSD-Organs „Der religiöse Sozialist. Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes“ 1930–1933. Die *SPD Stuttgart-Zuffenhausen* hat seiner gedacht. Als Gegner der Nazis wurde der Pfarrer aus seinem Amt in Zuffenhausen vertrieben, inhaftiert und „strafversetzt“. Dass die *SPD Zuffenhausen* sich dieses religiösen Sozialisten erinnert hat, ist vorbildlich.

Reinhard Gaede

Euer/Ihr Reinhard Gaede

Der christliche Glauben befreit dazu, die Logik des Bösen zu unterbrechen*

Von Jochen Bohl

Liebe Gemeinde,
„Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem“ (Römer 12,21), das ist ein wunderbares Prinzip, geeignet für jedes Menschenleben: sich nicht abzufinden mit der Welt, wie sie ist, sondern mit den eigenen Kräften und Begabungen dazu beitragen, dass sie besser wird. Ich habe das prägnante Wort des Apostels oft als Konfirmationsspruch zugesagt, in der Hoffnung, dass es den Jugendlichen zu einer Leitidee werden möchte, an der sie sich orientieren können auf ihren Lebenswegen. Das Böse mit Gutem überwinden, ist ja nicht nur ein blasses Prinzip, ein gut gemeinter Spruch unter vielen, sondern

Paulus drückt so seine persönliche Lebenserfahrung aus. Er musste selbst immer wieder Böses erleiden in seinem Leben, hat mehrmals unschuldig im Gefängnis gesessen, wurde zu Unrecht verdächtigt, grundlos angefeindet und ist seinen Gegnern doch mit der Bereitschaft zur Versöhnung begegnet, hat Böses mit Gutem beantwortet. Für sich selbst hatte er rückblickend erkannt, wie er schuldig geworden war – die ersten christlichen Gemeinden hatte er in seinem „alten“ Leben wütend und gewalttätig verfolgt.

Der Apostel wusste, wovon er redet. Er wusste, wie nah in dieser Welt Gutes und Böses beieinander liegen: Menschen sind ja fähig, das Gute zu tun; wir haben die Gaben, einander beizustehen und in Sehn-

sucht nach Liebe zu leben, die in jedem Menschen wach ist; wir können barmherzig sein und uneigennützig von unserem Eigenen abgeben an Schwache.

Aber auch das Böse ist unter uns gegenwärtig; Menschen überziehen sich mit Gehässigkeiten, sehen andere als Feinde an, denen sie Schaden zufügen wollen, neiden dem Mitmenschen das Seine. Fast könnte man meinen, die Geschichte sei eine unaufhörliche Abfolge von blutigen Fehden, oft genug aus dem einen Grund angezettelt: tatsächlich oder vermeintlich erlittenes Unrecht zu vergelten.

Nicht nur im Leben der Völker, sondern schon in unserem kleinen Alltagsleben der Nachbarschaften, in der Arbeitswelt, sogar in den Familien ist böses Tun gegenwärtig. Wie oft gelingt es nicht, friedlich miteinander zu leben ...

Wir sind zum Guten begabt und doch stets vom Bösen versucht. Menschen sind Opfer und Täter zugleich, das ist wahr. Wie wichtig ist es da, dem Guten zu dienen ...

Aber leider ist das oft gar nicht so einfach. Denn in dieser Welt sind Gut und Böse nicht säuberlich geschieden, sondern die Kampflinien können verwickelt und ineinander verschlungen sein. Und das fängt schon bei mir selbst an, in meinem Innersten. Wenn ich von Zeit zu Zeit auf mich selbst mit einem nüchternen Blick sehe, ohne Verklärung, entdecke ich nicht nur Gutes, sondern werde auch Gedanken, Wünsche, Absichten finden, die auf Anderes, auf Böses aus sind. Jeder und jede von uns trägt einen Schatten in sich, der Böses widerspiegelt. Was war mein Anteil daran, dass es gestern diesen kleinen, hässlichen Streit gab?

Und wenn es schon im privaten Leben so verworren ist, wie sollte es da in den großen Fragen des Zusammenlebens anders sein?

Liebe Gemeinde, es sind neun Jahre vergangen, seit deutsche Soldaten in Afghani-

stan stehen. Das ist eine sehr lange Zeit, an deren Anfang der Entschluss der internationalen Völkergemeinschaft stand, den Verbrechern entgegenzutreten, von denen die schaurige Bluttat des 11. September 2001 ersonnen und vorbereitet worden war. Das Mandat der Vereinten Nationen war die Grundlage, auf der vieles erreicht werden konnte. Es gelang, einige Regionen des Landes zu befrieden, die Kinder und auch die Mädchen gehen zur Schule, Brunnen wurden gebohrt, Ambulanzen und Krankenhäuser errichtet, die Lebenserwartung ist gestiegen – dankbar sehen wir auf alle, die daran beteiligt waren und sind, Soldaten wie zivile Helfer.

Unübersehbar sind aber auch die Anzeichen des Scheiterns. Die Zahl der Anschläge ist nach wie vor hoch und die Zahl der Opfer gestiegen, die Sicherheitslage ist schlechter als vor 9 Jahren. Die Akzeptanz der internationalen Truppen ist gesunken, auch der deutschen. Die Angehörigen der 45 gefallenen Bundeswehrsoldaten fragen, für welches Ziel sie gestorben sind.

Es ist nicht besser geworden in Afghanistan, und niemand vermöchte zu sagen, wie es gut werden kann. Der Abzug wird in diesem Jahr beginnen, aber es ist ganz unklar, was erreicht wurde – und was davon bleiben wird. Wieder einmal bestätigt sich die uralte Wahrheit, dass es so viel schwerer ist, einen Krieg zu beenden als ihn zu beginnen.

„Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.“

Nein, das war nicht leicht dahin geschrieben von Paulus, sondern in vollem Bewusstsein, wie schwer es sein kann. Niemals und für niemanden ist es ein Leichtes gewesen, dem Bösen zu widerstehen und durch Gutes zu überwinden.

Liebe Gemeinde, unser Glaube lehrt uns: wenn es auch schwer ist, so ist es doch mög-

lich. Denn diesen Kampf führen wir Christen an der Seite dessen, der ihn schon entschieden hat, Jesus Christus. Wir glauben und sehen auf ihn, den Anfänger und Vollender des Glaubens. Er hat gesagt, „Tut wohl denen, die euch hassen ... bittet für die, die euch beleidigen.“ (Mt.5) Mit seinem Leben hat er gezeigt, wie das gelingen kann – indem wir unserem Nächsten dienen und der Liebe leben. Mit dem Gottessohn ist ein besonderer Geist in die Welt gekommen, der sich nicht gefangen nehmen lässt von dem Kreislauf aus böser Tat und Vergeltung, sondern frei macht, auszubrechen aus den Zwängen, die immer wieder neues Unheil aus sich heraus bewirken. Gottes Geist hilft mir, mich im Streit in die Situation des anderen zu versetzen, die Perspektive dessen einzunehmen, der auf der anderen Seite steht, nicht meine Sicht für die einzig mögliche halten. Es ist ein Kennzeichen des christlichen Glaubens, dass er dazu befreit, die Logik des Bösen zu unterbrechen. Diese Freiheit kommt aus der Erkenntnis, dass ich mit meinem Tun und Lassen vor Gott nicht bestehen kann; sondern auf seine Barmherzigkeit angewiesen bin. Darum folge ich der Verheißung Christi „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen“ (Mt.5).

Das ist eine klare Orientierung, die sich in den vielen alltäglichen Konflikten bewährt. Wir Christen setzen auf die Macht der Liebe Gottes, widerstehen darum dem Drang nach Vergeltung und leben der Bereitschaft zur Vergebung. Das mag aussehen wie Schwäche – es ist aber die unvergleichliche Stärke, die aus dem Glauben an den barmherzigen und gütigen Gott kommt. Sie befreit zum Guten und überwindet das Böse.

Liebe Gemeinde, wie das gehen kann, zeigt nicht zuletzt dieses Gotteshaus. Es wurde zerstört am Ende des Nazikrieges. Die Ruine lag über Jahrzehnte. Darüber

wurde sie ein Ort der Sehnsucht nach Frieden. Unter großer Beteiligung der ehemaligen Kriegsgegner wurde die Frauenkirche wiederaufgebaut im Geist der Versöhnung. Böses wurde mit Gutem überwunden. So wurde sie zu einem Ort, der die Hoffnung auf Frieden stärkt. In der ersten Dresdner Friedensnobelpreisträger-Rede sagte hier vor wenigen Tagen der ehemalige UN-Vermittler Martti Ahtisaari:

„Der Frieden benötigt den Beitrag eines jeden Einzelnen. Wir können bei der Auswahl unserer Partner für den Frieden nicht wählerisch sein – wir müssen mit allen Parteien sprechen, die die Unterstützung des Volkes genießen, seien es ... die Taliban in Afghanistan.“

Durch Gewalt kann es keinen Frieden geben. Er muss gesucht werden im Gespräch. Gebe Gott, dass in diesem Jahr endlich neue Wege gefunden werden, damit es besser wird für das gequälte Land am Hindukusch!

Amen

** Predigt zur Jahreslosung Neujahr 2011,
Frauenkirche Dresden*

*Jochen Bohl,
geboren 19. April
1950 in Lüdenscheid/Westfalen,
verheiratet, 3 Kinder, Wohnort Ra-
debeul
Studium der Theologie in Wuppertal,
Marburg/Lahn und
Bochum*

*1974–1976 Vikariat
in Lüdenscheid
1976–1986 Gemeindepfarramt in Dortmund
1986–1995 Jugendpfarrer im Saarland
1995–2004 Direktor Diakonie Sachsen
seit 2004 Landesbischof in Sachsen*



Jochen Bohl

Fundacion CHRISTO VIVE, Schwester Karoline und das Weltgebetstagskomitee Chile*

Von Renate Schroeder

Das Geheimnis ist immer die Liebe! Karoline Mayer wurde 1943 in Oberbayern geboren. Nach dem Besuch der dortigen Klosterschule und dem Abitur trat sie 1964 in Holland in den Orden der Steyler Missionsschwestern, Dienerinnen des Hl. Geistes, als Schwester Paulina ein. Ihr anfänglicher Traum war es, Medizin zu studieren, um später in Indien oder China in der Mission tätig zu sein. Der größte Verzicht ihres Lebens stand ihr bevor, der Orden gestattete ihr nicht, ein Medizinstudium aufzunehmen. Er schickte sie im Alter von 25 Jahren nach Chile, dort sollte sie in den Armenvierteln tätig sein und Gottes Wort verbreiten. Ihre Bitte, Medizin zu studieren, wurde wiederholt abgelehnt, stattdessen ließ man sie in Santiago de Chile zur Universitätskrankenschwester ausbilden. Sie brannte darauf, zwischen und mit den Armen zu leben, um ihnen besser dienen zu können. Die schlechten Lebensbedingungen vieler Chilenen nahm sie zum Anlass, aus dem Orden, der ihre Art zu arbeiten missbilligte, auszutreten.

Seit 1973 arbeitet und lebt sie als „Schwester Karoline“ unter und mit ihren Armen. Als erstes begann sie in einer staatlichen Krankenstation, Patienten unentgeltlich zu behandeln. In der Folgezeit gründete sie den ersten von vier Kindergärten und eine Volksküche, in der sie mit den Frauen des Viertels Area Verde kochte. Aufgrund der schlechten wirtschaftlichen Situation waren Frauen gezwungen, den Unterhalt für ihre Familien zu verdienen. Die Männer waren in der Zeit der Diktatur in den 70er Jahren

in Gefängnissen verschwunden, ermordet oder ins Ausland geflohen. Die Frauen begannen, aus Textilabfällen und Altkleidern Stoffbilder herzustellen, so genannte „Apilleras“. Diese Technik hat hier im Land ihre Wiege, sie verbreitete sich von hier aus in andere Länder. In ganz Chile waren anfänglich 800 Frauen damit beschäftigt. Mit der Auswahl der dargestellten Bilder konnten sie ihre Traumata verarbeiten und darstellen, worüber sie nicht reden konnten. Hinter jedem der Bilder steht ein besonderes Schicksal. Die Frauen bekamen allmählich Vertrauen in ihre Fähigkeiten, entwickelten sich weiter und konnten so dem Kreislauf der Armut entkommen.

Die Organisation Christo Vive teilt die Frauen in kleine Gruppen ein, jede stellt ein anderes Apillera her. In jedem Apillera sind die Anden zu sehen. Diese Produkte werden in einige Länder Europas, so auch nach Deutschland geliefert und in „Eine-Welt-Läden“ verkauft. Die Frauen erreichen so einen anderen Stellenwert in der Familie, das Rollenverständnis mancher Männer beginnt sich langsam zu wandeln.

1974 baute Karoline das Armenviertel Angela Davis auf und übernahm mit einem französischen Missionar die Leitung der Gemeinde Jesus Nal Naciente. 1999 rief sie eine Hilfsorganisation in Bolivien ins Leben, „Christo Vive Bolivia“.

Aktiv beteiligte sie sich im Widerstand gegen die Militärdiktatur von General Augusto Pinochet, versteckte in ihren Einrichtungen Regimegegner, erhielt Morddrohungen und wurde verhaftet. Nur auf Intervention des Erzbischofs und diplomatischer Kreise wurde sie wieder frei gelassen.

Ihr erfolgreichstes Projekt, das sie auch immer wieder auf den Kirchentagen vorstellt, zuletzt in München, ist CHRISTO VIVE. Es ist ein großes Sozial- und Bildungswerk, das in ganz Lateinamerika aktiv ist. In Deutschland, Luxemburg und in der Schweiz bestehen zahlreiche Unter-



Schwester Karoline Mayer

stützungsgruppen. Die Organisation in Chile verwaltet heute fünf Kindertagesstätten für knapp 780 Kinder, die Obdachlosensiedlung Villa Mercedes am Rande Santiagos für ca. 280 Familien, 23 Volksküchen, ein Gesundheitszentrum für 2.500 Menschen, 2 Berufsbildungsstätten, Frauenwerkstätten und das Reha-Zentrum „Talitha Kumi“ für alkohol- und drogenabhängige Frauen. „Talitha Kumi“ bedeutet „Mädchen, stehe auf!“

Für ihre gemeinnützige und selbstlose Arbeit wurde Karoline u.a. mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse, dem Shalom – Friedenspreis und vielen Medaillen geehrt. Die chilenische Regierung gewährte ihr als besondere Auszeichnung die chilenische Staatsbürgerschaft.

Die letzte Präsidentin Chiles, Michelle Bachelet, schreibt: „Ihr Leben ist ein Beispiel

an Liebe, des sozialen Engagements und vor allem der Beharrlichkeit. Ihre Stimme bewegt unser Gewissen, wenn es um die soziale Gerechtigkeit unseres Landes geht. Ich selbst bin Zeugin ihres langjährigen und weiten Einsatzes bei den Bedürftigen. Karoline ist immer dort, wo die sind, die am meisten Not leiden: Bei den Müttern, den Alten, den Behinderten. Karoline hilft ihnen und bestärkt sie in ihrer Würde. Karoline lass nicht nach, du bist Vorbild für uns alle. Sei umarmt, Freundin!“

Zwei Begegnungen dürfen wir mit Karoline haben. Zu Beginn unserer Reise werden wir zum Essen in ihre Berufsschule eingeladen. Dieses Haus konnte mit Hilfe des deutschen Arbeiter-Samariterbundes erworben werden. Wir sitzen unter einem großen Apillera, der die Speisung der 5.000 zeigt. Überall liest man ihren Leitsatz: „Ich kann das nicht, gibt es nicht!“ Dort überreichen wir ihr und ihren Mitarbeiterinnen neben der Geldspende zwei große Taschen mit den gewünschten Medikamenten, die wir aus Deutschland mitgebracht haben. Eine Ärztin und eine Apothekerin unserer Gruppe hatten dies organisiert. Karoline fragt uns, warum wir in ihr erdbebengeschütteltes Land kamen, der Weltgebetstag ist jetzt natürlich das Thema! Eine der Frauen arbeitet schon seit 30 Jahren mit ihr zusammen.

Karoline erzählt uns von den großen Anstrengungen der Frauen, in Chile zu überleben. 51 % der Haushalte werden von allein erziehenden Frauen geführt. Wer hier arbeitslos wird, hat nichts mehr. 70 % der Chilenen haben keine Ersparnisse, die Schwachen werden ins Abseits gedrängt. Es ist schwer, hier in Würde zu leben, wer sich seiner Würde beraubt sieht, wird leicht gewalttätig. Friede ist ohne Gerechtigkeit und Liebe nicht zu erreichen.

Mary Lou erzählt aus ihrem Leben. Da

ihr Mann Kommunist war, bekam sie keine Arbeit, sie stellt jetzt Stolen für Priester her. Sie konnte sich hier in der Fundacion weiter entwickeln, fühlt sich spirituell von Gott begleitet. Tausende von Frauen sind durch diese Institution gegangen, die männlichen Kinder der Frauen konnten so ihre weibliche Seite erkennen. Dieses Land ist ein vom Machismo geprägtes, von Männern dominiertes Land. Jetzt gehen die Frauen Schritt für Schritt vorwärts, viele Männer können mit dem neuen Rollenverständnis



Treffen mit den Frauen des chilenischen Nationalen Weltgebetstags-Komitees

nicht Schritt halten. Der Zugang zu Bildung gehört zu den größten Ungleichheiten Chiles.

Auch vom Besuch des deutschen Außenministers Guido Westerwelle im Frühjahr dieses Jahres berichtet uns Karoline. Er übergab ihrer Fundacion einen Stromgenerator, den sie nicht aus den Augen ließ und bis zum Bestimmungsort auf der Ladefläche eines Lastwagens begleitete. Beim zweiten Besuch in einem ihrer Kindergärten am Ende unserer Reise überreichte sie jeder von uns ein kleines blaues Kreuz an einer Kette. Ein Stück des blauen chilenischen Himmels sei darin eingefangen und der solle uns immer begleiten! In das von ihr verfasste Buch, das wir erwerben durften,

schrieb sie für jede von uns eine persönliche Widmung.

In mein Buch schrieb sie: „Gottes Liebe ist in Fülle in deinem Herzen!“

In allen ihren Einrichtungen atmen ihr Geist, ihre liebevolle Hand und ihr Lebensmotto: Das Geheimnis ist immer die Liebe!

Das Treffen mit den Frauen des Weltgebetstags-Komitees findet im Haus der Heilsarmee statt, die acht Frauen kommen aus verschiedenen Regionen Chiles. Trotz vieler zerstörter Straßen sind sie auf Umwegen hierher gekommen. Adeline begrüßt uns mit den Worten: Friede, Hoffnung und Gottes Segen sei heute mit uns allen.“ Es sei ein Zeichen der Hoffnung und des Friedens, dass wir uns in dieser jetzigen Situation auf den Weg gemacht haben. Wir seien kraftvolle, bewegende Frauen! Die Frauen wirken sehr angespannt und erschöpft, trotzdem gespannt auf unsere Gespräche. Die Präsidentin Frau Urzua lässt sich entschuldigen, sie leistet Hilfe bei Erdbebenopfern.

Die (Salvation-Armee) Heilsarmee gründete sofort nach dem Beben mit den Zeugen Jehovas die Initiative: „Abracando a Chile“, (Chile umarmen), und fuhr in das Katastrophengebiet. Wir sehen einen kleinen Video-Film über die Zerstörungen im Land. Jeder half, LKWs wurden ausgeliehen, um die Transporte in die Krisengebiete zu bringen. Die Organisation gelang nur langsam. Geschäfte wurden geplündert (das haben wir auch in Deutschland im TV gesehen). Nach einem Aufruf wurden viele der gestohlenen Waren ins Fußballstadion von Santiago zurückgegeben. Von dort aus wurden sie wieder gerecht verteilt. Innerhalb Chiles gibt es eine ungeheure Hilfsbereitschaft. Heute gab es zum ersten Mal warme Speisen in Concepción, das fast ganz zerstört ist. Dennoch, sagen sie, ist die Organisation

nicht gut, zumal Chile immer wieder von schweren Erdbeben heimgesucht wird.

Das Komitee verfügt über kein eigenes Büro, sie nennen sich „Nomadenkomitee“, und sind dankbar, dass wir uns in diesen Räumen heute treffen dürfen. Nach der Vorstellung unsererseits stellt sich jede der Frauen einzeln vor:

Adelina gehört zur Heilsarmee, sie ist als zweite Präsidentin seit 20 Jahren beim WGT. 2007 feierte sie den WGT in Paraguay, man begeht den WGT immer, egal, wo man sich befindet! Von diesem Büro aus werden alle Aktivitäten der Heilsarmee für Peru, Bolivien und Argentinien koordiniert.

Simone Eveda von der methodistischen Kirche ist ebenfalls seit 20 Jahren im WGT aktiv. In den verschiedenen Regionen Chiles gibt es je ein Komitee, man trifft sich im Nationalen Komitee, um das gemeinsam Erarbeitete gut umzusetzen. Vor zwei Wochen haben sie ihr eigenes Ende der Welt erlebt; sie haben immer noch Angst, wir spüren bei allen Frauen den Schrecken über das Erlebte. Wir müssen viel beten, damit die Betroffenen, die alles verloren haben, Hilfe erfahren können. Vielleicht werden wir deutsche Frauen einige Zerstörungen des Erdbebens sehen, für jede Form von Spenden für die Opfer wären sie sehr dankbar. Sie beten um Kraft, die sie anderen weitergeben können. Die Kirchen spielen jetzt eine große Rolle.

Unsere Dolmetscherin *Diana* ist, so wie wir, sehr bewegt von allen diesen Worten und Tränen. Das Weltgebetstags-Thema bekommt jetzt eine besondere Bedeutung! „Wie viele Brote habt ihr?“ Wie wichtig ist es, dass wir jetzt alle zusammenrücken und teilen. Die Zeit für Trauer ist jetzt noch nicht da, nur für Tränen und Hilfe.

Ruby Horucy von der lutherischen Kirche aus Südkile ist seit 1998 im Komitee. Sie

spricht sehr gut Deutsch, ihre Großeltern sind 1868 nach Chile ausgewandert. 1960 war das stärkste Erdbeben weltweit in ihrer Region, so können sie mit den Menschen hier sehr gut mitfühlen. Das Beben habe ihre Herzen mehr zerstört als nur die Häuser.

Angelica Faras, deren Mann Pfarrer ist, kommt von der Presbyterianischen Kirche. Sie fragt uns, ob wir vorgestern Nacht auch das starke Nachbeben gespürt hätten? Ja, das haben wir! In ganz Santiago war der Strom ausgefallen, wir haben uns auf dem Flur des Hotels versammelt. Das chilenische Rote Kreuz wohnt auch in unserem Hotel.

Angelica ist seit 1984 beim WGT. In diesem Jahr wurde bei ihnen der WGT noch nicht begangen, sie werden ihn nachholen, wenn es ruhiger geworden ist. Zum Norden Chiles gibt es noch keine engen Kontakte, sie arbeiten daran. Die Reisen in die jeweiligen Regionen müssen aus eigener Tasche bezahlt werden, so auch für das heutige Treffen.

Viviane Lara studiert Theologie, sie ist als Mennonitin seit zwei Jahren im Komitee. Die ökumenische Zusammenarbeit tut ihr sehr gut. Durch das Erdbeben habe man eine andere Sicht auf das Leben bekommen, man blicke jetzt mehr auf das Wesentliche, auf Gesellschaft, Nachbarn und Freunde.

Nelly Arriagada, Presbyterianerin, ist seit 1984 im Komitee. Die WGT-Arbeit ist sehr hart, weil sich das Land über 4.300 km erstreckt. Zweimal hat das Komitee um finanzielle Unterstützung in Basel ersucht; die Bitten hatten keinen Erfolg. So war es noch schwieriger, in den Norden Chiles zu gelangen, die Finanzen spielen bei allem eine große Rolle.

Maria Christina von der Heilsarmee kommt aus der zweiten Region. Chile ist in 18 Regionen eingeteilt. Dort hat man in

den Wüstenstädten den WGT gefeiert und auch viel für die Erdbebenopfer gesammelt.

Ariga Dalama kommt aus Antofagasta, einer reichen Kupferminen-Gegend. Sie dankt Gott, dass ihre Familie, die in Santiago wohnt, behütet wurde. Sie arbeitet in verschiedenen WGT-Werkstätten mit, ist mit allen per E-Mail verbunden.

Cäcilia kommt, die zweite Frau der Heilsarmee, sie ist Pfarrerin. Sie dankt Gott für die Zusammenarbeit mit dem Team. „Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir“, die Verheißung haben sie jetzt hautnah gespürt. Das wenige, das sie an Hilfsgütern schicken konnten, wurde von Gott und den Menschen vermehrt.

Wie sehr liegt ihnen der WGT am Herzen? Wie waren sie daran beteiligt? Was wollen sie zeigen?

Bei Internationalen WGT-Kongressen haben sie sich für die Ausgestaltung 2011 gemeldet. Vor sechs Jahren hat die Präsidentin die ersten Informationen von ihnen bekommen. Ihre Themenvorschläge fanden Anklang. Sie haben mit allen Regionen Kontakt aufgenommen. Die Heilsarmee und Elisabeth Del Monte aus Uruguay haben ihnen viel geholfen, in den Werkstätten gemeinsam mit ihnen gearbeitet, sodass sich das Konzept weiter entwickeln konnte.

Für die chilenische Frau ist es sehr wichtig, Essen miteinander zu teilen, das Brot, die Suppe. Wenn die Männer nicht arbeiten können, besorgen sie das Brot für die Familie. Andere Länder sind aufgefordert, auch zu teilen. Das sollte unbedingt in die WGT-Ordnung geschrieben werden; ebenso wichtig ist es, dass die ganze Welt von der Schönheit Chiles und ihrer reichen Kultur erfährt. Die Menschen sind aber schwach. Die Erde hat sich gewehrt, konnte nicht mehr atmen. Gott ist nicht schuld daran!

Hier im Komitee sind auch Frauen, die während der Pinochet-Regierung inhaftiert

und gefoltert wurden, großes Unrecht wurde ihnen angetan. Die Schraube der Gewalt und sexuelle Verletzung in der Familie sollten auch in der WGT-Ordnung aufgeschrieben werden, aber das Zentralkomitee hat vieles heraus genommen, ohne ihre Zustimmung und ohne mit ihnen zu sprechen. Auch ihre biblische Studie wurde geändert. Es ist ihnen klar, dass es ein „Muster“ für die Ordnung geben muss. Doch das Zentralkomitee meinte, Chile solle gut in der Weltöffentlichkeit dastehen. Manche Themen sollen nur im Land bekannt bleiben. Wir verstehen die Empörung gut. Die Frauen wollen keinen Unmut schüren, aber wir sollen das alles wissen. Sie haben um den Inhalt gerungen, trotz der Korrektur ihrer Erlebnisse während der Diktatur.

Können die Frauen sich noch mit der Ordnung identifizieren? Ja, nach vier Jahren Arbeit stehen sie dahinter. Sie sind dankbar, dass weltweit für sie gebetet wird.

„Unser tägliches Brot gib uns heute“, die Bitte sei auch spirituell gemeint. Gott gibt uns jeden Tag Brot zum Leben, Seelenbrot. Gott kennt unser aller Sorgen! Das ist die Botschaft, die sie uns mit auf den Weg geben. Gemeinsam wollen wir am 4. März mit den Frauen der Welt für Chile beten.

Unsere Reiseleiterin Diana sagte zum Abschied: „Ich freue mich, und es bewegt mich, euch begegnet zu sein, weil ihr alle offenen Herzens seid. Frauen gehört die große Aufgabe, die Welt mit Liebe zu füllen. Ich bin dankbar, dass ich das durch euch erfahren durfte und zu sehen, wie wichtig die Weltgebetstagsarbeit ist. Ihr seid immer willkommen in meinem Land, in meinem Haus, in meinem Herzen.“

Ich habe in meinem Bericht viele der Schattenseiten Chiles aufgezeigt. Der Sinn unserer Reisen ist der, dass wir die Lebenswirklichkeiten der Menschen, besonders die der Frauen, kennen lernen und zuhause

weitergeben. Denken Sie aber vor allem an die Schönheit Chiles und an ihre tapferen und stolzen Bewohner!

Eine chilenische Legende sagt: Nach sechs Tagen sah der Schöpfer, dass alles, was er erschaffen hatte, gut war. Aber von allem war noch etwas übrig: Fjorde, Eisberge und Gletscher, Wüsten, Seen und Urwälder, weite Ebenen und Kupferberge. Er gab es seinen Engeln, die alles im hohen Bogen weit von sich warfen. So entstand Chile, das Land der Kontraste und Gegensätze!

** Die vollständige Fassung des Berichts ist Teil einer Mappe, die vom Bezirksverband der Frauenhilfe Herford herausgegeben wurde.*

Renate Schröder

Geb. am 23.2.1941 in Dresden, Ausbildung

als Krankenschwester mit heilpädagogischer Zusatzausbildung. Arbeit in Krankenhäusern in Lüdenscheid und Bielefeld, danach in der Lebenshilfe Brackwede mit lernbehinderten Kindern tätig. Verheiratet, drei erwachsene Kinder und zwei Enkelkinder. Ehrenamtlich tätig in ihrer Kirchengemeinde als Lektorin und in Frauenkreisen. Seit zehn Jahren im Vorstand des Bezirksverbandes der Frauenhilfe, verantwortlich für die Weltgebetstagsarbeit mit Reisen in die jeweiligen Länder des Weltgebetstages und anschließenden Vorträgen im Land. Außerdem Engagement als „Grüne Dame“ im Altenheim.



Renate Schröder

Weihnachten in der Fundación Christo Vive

Von Karoline Mayer

*Jesus gegenwärtig im hungrigen Kind
wie auch im anonymen Gebenden,*



Brotvermehrung unter den Völkern

*gegenwärtig in einem unserer 33
Bergmänner unter der Erde,
so wie sie es empfunden haben.*

Arpillera von Luisa González

*„Jesu besondere Aufmerksamkeit,
sein erster Blick galt nicht der Sünde
der anderen, sondern dem Leid der
anderen ...“*

J.B. Metz

*Santiago de Chile, Advent 2010
Unsere lieben Freunde!*

*Welch ein eigenartiges Wort als Botschaft
für Weihnachten werden manche von euch
vielleicht denken! Aber ich habe das Be-
dürfnis, dieses Wort mit euch zu teilen,
weil es die revolutionäre Botschaft der*

Liebe Gottes zu uns Menschen durchscheinen lässt. Zu lange haben wir Christen bei der Verkündigung der Frohen Botschaft viel zu viel von der Sünde geredet und zu wenig davon, dass Gott uns Menschen so sehr und so bedingungslos mit unseren Sünden geliebt hat, „dass ER seinen einzigen Sohn für uns dahingegeben hat“. Das ist für uns Christen der Weihnachtsgruß Gottes. Gott liebt uns Menschen mehr als wir uns selbst.

Zu meiner Freude habe ich Erzbischof Ludwig Schick (Bamberg) bei seinem Besuch in Cochabamba sagen hören: „Jeder von euch ist ein Wunschkind Gottes“, und ich möchte das allen Menschen weiter sagen, den Pobladores in den Armen- und Elendsvierteln, und besonders jenen, die sich von Gott oder vom Leben betrogen fühlen.

Nun möchte ich euch von unserer Arbeit berichten. Das ganze Jahr stand unter dem Zeichen des Erdbebens. Vor drei Wochen war ich zusammen mit unseren Schwestern Maruja, Teresa und mehreren Mitarbeitern erneut im Erdbebengebiet, um den Betroffenen Mut zu machen. Wir werden ihnen auch weiterhin beistehen. Ich möchte euch, liebe Freunde, nochmals danken für eure großzügige Unterstützung, die unser Vertrauen gestärkt und uns ermöglicht hat, uns vor Ort kräftig einzusetzen. Wir verfügen auch noch über einige Spenden, sodass wir weiter helfen können. Euer Beispiel hat auch dazu beigetragen, dass hier befreundete Unternehmer eingestiegen sind, sodass wir gemeinsam für die Genossenschaft von hundert Fischerfamilien, die fast alles verloren haben, eine große Eismaschine in Deutschland kaufen konnten, damit sie wieder arbeiten und in naher Zukunft ihre Fische ordentlich auf den Markt bringen können.

Inzwischen haben acht von den neun jungen Menschen aus den Erdbebengebieten, die wir in Santiago untergebracht und

in unserer Berufsschule ausgebildet haben, dank eurer Unterstützung ihre Lehre abgeschlossen und Arbeit gefunden.

Wie ihr wisst, kämpfen wir seit Jahrzehnten um die Finanzierung und Anerkennung einer Handwerksausbildung durch das Erziehungsministerium, die den jungen Menschen aus den Armenvierteln einen Platz in der chilenischen Gesellschaft ermöglicht und den Absturz in Drogen und Kriminalität verhindert. Mehr als 11.000 junge Leute konnten wir in den vergangenen zwanzig Jahren ausbilden und sehen, wie die meisten von ihnen den Weg in ein gutes Leben gefunden haben. Ohne eure solidarische Hilfe, liebe Freunde, wäre dies nicht möglich gewesen. An dieser Stelle möchte ich euch im Namen dieser jungen Menschen von Herzen danken.

Noch geben wir die Hoffnung nicht auf, dass wir irgendwann unsere Regierenden davon überzeugen können, dass es ihre Verantwortung ist, den jungen Menschen aus den Armenvierteln eine berufliche Ausbildung zu ermöglichen. Kontakt zur neuen Regierung haben wir inzwischen aufgenommen...Vor uns liegt weiter ein großes hartes Arbeitsfeld, denn in unserem Land, wie auch in den anderen Ländern Lateinamerikas, leben weiter Millionen Menschen „unter der Erde“. Sie sehen immer noch nicht das Licht, das Jesus, die aufgehende Sonne der Gerechtigkeit, angekündigt hat. Der Fenix (span. für Phönix, Rettungskapsel für die eingeschlossenen Bergleute, *die Redaktion*) hat sie noch nicht erreicht: Könnt ihr euch vorstellen, dass unsere glorreich befreiten und nun weltberühmten Bergmänner Hungerlöhne verdienen – wie so viele andere Arbeiter –, weil ein neoliberales Wirtschaftssystem das ermöglicht oder sogar gefördert hat? Darüber haben die Medien nicht berichtet.

Unsere lieben Freunde, wir denken dar-

über nach, wie unsere Arbeit in Chile während der nächsten zwanzig Jahre weitergehen wird. Unser großes Ziel ist ja die Überwindung der Armut. Dafür setzen wir uns jeden Tag ein. Dabei wissen wir gleichzeitig, dass Jesu Worte „Arme werdet ihr immer bei euch haben“ eine Wirklichkeit in unserer Welt bleiben wird, denn Menschen mit schweren Behinderungen, Abhängigkeiten und Krankheiten wird es immer geben – und sie werden auf die liebevolle, solidarische Zuwendung anderer angewiesen sein. Aber wir arbeiten hier auch „politisch“ an der Überwindung der strukturellen Armut, d.h. wir wollen die soziale Ungerechtigkeit überwinden, indem wir gesellschaftlich keine wirtschaftlichen Strukturen akzeptieren, die Armut erzeugen.

Seit 20 Jahren schon arbeiten wir an diesem Werk Gottes unter dem Dach der Fundación Cristo Vive, und vor kurzem haben wir allen MitarbeiterInnen gedankt, die uns ein großes Stück des langen Weges zu mehr Gerechtigkeit begleitet haben. So konnten wir im Oktober von unseren 400 Mitarbeitern allein über 50 ehren, die die Fundación und mich mehr als 15 Jahre bis hin zu 40 Jahren im solidarischen Dienst an den Armen unterstützt haben. Es war ein bewegendes Fest!

Unsere Einsatzgebiete wachsen kräftig weiter. Dabei bitten wir, so weit wie möglich, immer den Staat zur Kasse: Unser Geschäftsführer Fernando Massad ist sehr hartnäckig, und wir bilden vor den Behörden ein gutes Team. Langsam merken diese auch, dass wir nicht bereit sind, längerfristig die Hände um Almosen nach Europa auszustrecken.

Unser Bemühen um mehr Solidarität hat uns bisher allerhand Sympathien von Seiten der Unternehmer eingebracht, aber keine stärkere finanzielle Unterstützung erreicht. Deshalb arbeitet der ganze Vorstand der

FCV seit Monaten an unseren spirituellen Fundamenten, organisatorischen Strukturen und konkreten Diensten. Es geht darum, eine Struktur oder Form zu finden, bei der viele freiwillige und angestellte Mitarbeiter langfristig Verantwortung übernehmen und der Dienst weiter geht, wenn ich mal nicht mehr da bin.

Mein Herz ist voll von den Erfahrungen der vergangenen Wochen in unseren verschiedenen Diensten in Peru und Bolivien. In Cusco wurde die Einweihung der Bewässerungsanlagen der Kleinbauern Campesinos de los Huertos mit einem großen Segensgebet und einem gemeinsamen Mittagessen gefeiert. Die Menschen waren außer sich vor Freude und haben mich überrascht mit der Nachricht, dass sie am zweiten Advent mit dem Bau eines Kirchleins aus Lehmziegel, die sie selbst herstellen, beginnen werden. Ein Kreuz hatten sie schon auf dem schönsten Platz des Hügels errichtet. Von dort aus hat man einen Blick auf fast die gesamte „Stadt des Inka“. Natürlich wurde ich schwach und habe ihnen versprochen, dass wir für die Türen und Fenster aufkommen werden.

Dann habe ich ein Wunder des Lebens kennen gelernt: Eulalia. Das Familiengericht hatte uns gebeten, die Quetchuafrau Eulalia mit ihren fünf Kindern in unserem Frauenhaus Sonqo Wasi (Herzhaus) aufzunehmen. Sie stammte aus einem entfernten Andendort und war total misshandelt worden. Eulalia war fürchterlich schüchtern und sprach kein Wort spanisch. In den ersten Monaten waren unsere Mitarbeiterinnen ziemlich verzweifelt mit ihr, vor allem auch, weil es schien, dass weder sie noch ihre Kinder sich eingewöhnen würden. Ihr Ältester zertrümmerte mit einer Schleuder das große Fenster des Nachbarhauses. Das brachte uns die entsprechenden Schwierigkeiten, bis das Fenster ersetzt war und die

Nachbarn unseren Dienst zu verstehen begannen. Aber es war rührend zu sehen, wie Eulalias Leidensgefährtinnen begannen, ihr Mut zu machen. Irgendwann traute sie sich, für alle im Haus zu kochen. Als sie ihr erstes Essen auf den Tisch brachte (sie kochte wie die Leute vom Hochland), war sie besorgt, dass es den anderen nicht schmecken würde. Das war zum Teil auch der Fall, aber ihre Gefährtinnen ließen es sich nicht anmerken und ermutigten sie, weiterzumachen. Nach fast vier Monaten entschloss sich Eulalia einen Schritt vor die Tür zu setzen und Gelatine, die im Haus hergestellt worden war, in kleinen Plastikbechern zu verkaufen. Zum Erstauen aller hat sie um die 40 Becherchen verkauft, obwohl sie ausser „Gelatina!“ kein Wort spanisch sprach. Sie selbst konnte es kaum fassen.

Heute nach neun Monaten lebt Eulalia fröhlich mit ihren fünf Kindern in einem Zimmer, das sie sich selbst in der Nähe der Schule gemietet hat, in der wir im März ihre Kinder eingeschrieben hatten. Für unsere Mitarbeiterinnen ist die überraschende Entwicklung Eulalias zu einer Schlüssel-Erfahrung geworden.

Ihr könnt euch vorstellen, wie unser Team sich ermutigt fühlt, sich noch mehr und mit größerem Vertrauen einzusetzen. In diesem Jahr haben 25 Frauen – unter ihnen vier Schwangere – und 38 Kinder in Sonqo Wasi zwischen vier und sieben Monate lang gewohnt. Im ambulanten Dienst wurden Frauen betreut und seit mehr als einem Jahr wird auch mit den Aggressoren gearbeitet, die zur Kooperation bereit sind.

Auf dem Dorf Yuncaypata habe ich im Kindergarten 20 fröhliche Kinder und glückliche dankbare Mütter erlebt. Seit mehreren Monaten gibt es dort auch ein Mittagessen, bei dessen Zubereitung die Mütter helfen. Zu unserer Überraschung sind einige

Großmütter aufgetaucht, die auch Hunger hatten und jetzt jeden Tag zum Essen kommen. Ich war total gerührt, wie so der Lebensbogen zwischen Jung und Alt geschlossen wird. Inzwischen gibt es auch schon eine Jugendgruppe, die samstags zusammen kommt.

Ansonsten geht die Dorfentwicklung langsam voran. Im Januar werden wir zusammen mit einer Jugendorganisation und der Unterstützung unserer Freundin Sigrid Ehrenreich 14 Toilettenhäuschen mit Solar-duschen bauen. Unsere Geschäftsführerin Ana María Galiano ist unermüdlich im Dienst, damit CRISTO VIVE in Peru wächst.

Auch in der Fundación Cristo Vive Bolivia gibt es Neuigkeiten. Im Kindergarten in Tirani tummeln sich inzwischen 50 Kinder. Das Vertrauen der Mütter in unsere Arbeit wächst. Für den 10. Februar erwartet das Dorf großen Besuch: Fernande und Michel Schaack von den Luxemburger Niños de la Tierra, Gabi und Charly Braun von CRISTO VIVE EUROPA, Jorge Fernández und mehrere Mitarbeiter aus Chile werden an der Einweihung des wunderschönen Kindergartens Chaska (Stern – ich denke an den Stern von Bethlehem) teilnehmen. Auch ihr, liebe Freunde, seid herzlich eingeladen! Ich bin sicher, dass sich unsere engagierte, tatkräftige Geschäftsführerin Nicola Wiebe freuen würde! Sie würde euch auch zeigen, wie die anderen Dienste der Fundación weiter wachsen.

Unsere lieben Freunde, wir haben mit euch in diesem Jahr eine Reihe von runden Geburtstagen gefeiert – und eure Geburtstagsgeschenke sind bei uns angekommen. Wie gerne würde ich jeden von euch persönlich umarmen, um euch zu danken! Dir, lieber Dr. Erwin Müller, zu deinem 80. Geburtstag, wünsche ich, dass du uns weitere 20 Jahre bei der Ausbildung unserer jungen Frauen beistehst (30 Jahre tust du

es ja schon zusammen mit deiner Frau Analies)!

In diesem Jahr konnten wir viele liebe Besucher begrüßen. Unter ihnen waren mehrere Frauengruppen, die den Weltgebetstag der Frauen im März 2011 „Chile“ vorbereiten. Sie haben uns überrascht mit ihrem großen ernsthaften Interesse, Informationen aus erster Quelle zu suchen.

Am Sonntag ging das große lateinamerikanische Jugendtreffen von Taizé zu Ende. Wir hatten die Freude, dass sechs Mitarbeiterinnen und Jugendliche von CRISTO VIVE BOLIVIA zusammen mit dem jungen Vikar unserer dortigen Gemeinde teilnahmen. Zum Abschied haben wir heute im Auto auf dem Weg zum Busbahnhof nochmals Dios es ternura gesungen – „Gott ist Zärtlichkeit, trau dich zu lieben – du brauchst nichts fürchten ...“ Sie wollen diese Botschaft daheim in Bolivien weiter geben.

Welch ein Glück habe ich, haben wir, dass wir lieben, dass wir Leiden lindern können, dass wir, auch wenn wir beim Anblick menschliches Lebens oft fürchterlich leiden und uns ohnmächtig fühlen, in unserem Herzen die Liebe herausfordern können!

Wie glücklich bin ich, und welche Freude ist in mir, wenn ich anderen, die mir Böses getan haben, verzeihen kann. Oder wenn ich um Verzeihung bitten kann, wenn mir bewusst wird, dass ich Unrecht getan habe. Immer bitte ich Gott, dass ER mir die Wahrheit über mich selbst zeige!

Ich weiß nicht, ob ihr erfahren habt, dass unsere Bergmänner nach ihrer Rettung vor der Presse gesagt haben, sie wären 34 Mann gewesen. Der 34. war Jesus, denn ohne ihn hätten sie nicht überlebt. Ihre Wasser- und Essensvorräte hätten ohne IHN unmöglich für so viele Tage ausgereicht!

Liebe Freunde, zusammen mit unseren Mitarbeitern in Chile, Bolivien und Peru möchten wir uns wieder in der heiligen Nacht an der Krippe des Kindes von Bethlehem treffen. Wir wünschen euch viel Freude und Liebe in diesen heiligen Tagen und ein gesegnetes Jahr 2011.

Von Herzen umarmt euch

eure Caroline

Olivia und die Volksbildung in Nicaragua

Von Udo Fleige

Was verbindet uns mit Nicaragua?

Seit vielen Jahren schreibt uns Olivia Alvarez. Jeden Monat. Ihre BRIEFE AUS MATAGALPA belegen das große Bedürfnis der Menschen nach Bildung und welche Not entsteht, wenn dieses missachtet wird. Bildung ist ein Menschenrecht, auch im fast ärmsten Land Lateinamerikas. Wir

nehmen teil an ihrer Arbeit. Wir, das ist VIPZ – Verein zur Erforschung und Förderung von Volksbildung und internationaler pädagogischer Zusammenarbeit e.V. Seit 1986 unterstützen wir die Aus- und Fortbildung von LehrerInnen im Norden Nicaraguas. (Auch der BRSD hat dies von Anfang an mehr oder weniger intensiv unterstützt, *die Redaktion*)

Diese LehrerInnen aus Matagalpa und Region kommen derzeit einmal im Monat

in den Räumen der Lehrgewerkschaft zusammen zu einer eintägigen Fortbildung („taller“). Die Lehrer entwickeln dort Unterrichtsmaterial, tauschen sich über ihre Arbeitserfahrungen aus, unterstützen sich bei drohendem Arbeitsplatzverlust. Die Themen der Werkstatt-Seminare werden zusammen mit den LehrerInnen festgelegt. Die Zusammenkünfte helfen den LehrerInnen in ihrem schwierigen und materiell schlecht gestellten Beruf auszuhalten. Denn Lehrersein ist in Nicaragua für viele noch immer ein politisches Bekenntnis für die Selbstbestimmung der Armen!

Die breite Volkserhebung von 1979, angeführt von der sandinistischen Bewegung, hatte die Alphabetisierung der Bevölkerung mit großer Anstrengung betrieben und bewirkt, dass die Analphabetenquote binnen weniger Jahre von 60 % auf 12 % gesenkt wurde. Zu Beginn lernten viele Menschen in den Dörfern bei Studenten Lesen und Schreiben. Die Studenten gingen jedoch wegen der Kargheit der Lebensbedingungen und weil sie ihr Studium weiterführen wollten, in die Städte zurück. So wurde, wer das Alphabet besonders gut gelernt hatte, im Dorf weiter als Lehrer beansprucht, als „maestro empírico“. Jetzt war es sehr wichtig diese ungelernten LehrerInnen, die „empíricos“, weiter auszubilden und in ihrer Arbeit zu unterstützen. Dies geschah in regionalen Lehrerarbeitskreisen und in neu gegründeten Lehrer-Ausbildungsseminaren.

Mit der Leiterin des Seminars in Matagalpa, Olivia Alvarez, nahmen wir 1986 Kontakt auf. Die Arbeit dieses Seminars unterstützten wir in der Zeit des US-Embargos durch Materialien, Hefte, Papier, Vervielfältigungsgeräte und durch Geld. Seit dem Regierungswechsel von 1990 hat die Volksbildung keine Priorität mehr. Tausende von LehrerInnen wurden entlassen, vor al-



Alphabetisierung

lem „empíricos“. Schulen, besonders auf dem Lande, wurden geschlossen, der Bestand der Lehrerausbildungs-Seminare wurde unsicher, und sie arbeiteten unregelmäßig; die Analphabetenrate ist seitdem wieder stark angestiegen. Wie sollten nun Alphabetisierung und Volksbildung in der Region fortgesetzt und unterstützt werden? Olivia Alvarez, von der neuen Regierung entlassen, setzte die Arbeit der Lehrerbildung als Beauftragte der Gewerkschaft und Leiterin des Projektes mit monatlichen „talleres“ fort. Seit 1990 besuchen LehrerInnen aus der Region in sehr großer Zahl diese Veranstaltungen. Für viele ist dies die einzige Möglichkeit, sich auf das staatliche Lehrerexamen vorzubereiten. Unsere Erfahrung zeigt: Bildungsarbeit kann durch Kontinuität gelingen.

Seminare oder „Talleres“

Am 8. Juni 1991 führte dieses Team in Zusammenarbeit mit der Bildungsgewerkschaft ANDEN die erste Fortbildungswerkstatt für Lehrkräfte mit 25 TeilnehmerInnen durch. Seitdem finden diese Seminare („talleres“) mit bis zu 150 TeilnehmerInnen aus sieben umliegenden ländlichen Gemeinden in der Regel einmal im Monat an einem Samstag statt.

Die Themen der Seminare werden zusammen mit den LehrerInnen festgelegt:

- Pädagogik
- Familienplanung
- Psychologie
- Didaktik
- Sexualerziehung
- Volkskultur
- Arbeitsrecht

Von den Solidaritätsgeldern werden die Honorare der Dozentinnen, die Fahrtkosten der TeilnehmerInnen, die Materialien der Kurse und ein Mittagessen bezahlt. Daneben erhalten zusätzlich 25 TeilnehmerInnen (empíricos = nur praktisch ausgebildete LehrerInnen) ein Stipendium, um am staatlichen Lehrerseminar ihr Lehrerexamen ablegen zu können.

So schreibt Olivia:

Matagalpa, 26. Juli 2010

„Die Zärtlichkeit“

„Seid zärtlich und sanft, feinfühlig, warmherzig, lebenswürdig.

Wer auf Härte zurückgreift, beraubt sich der Glück bringenden Möglichkeit, Zuneigung zu geben und zu empfangen.

Die Zärtlichkeit zieht an, beflügelt, bestärkt.“

Luis Gaviria Vele

Liebe Freunde!

Wieder bin ich bei euch, um den Bericht über unsere im Juliseminar durchgeführte Arbeit zu liefern. Zunächst aber unsere herzlichen Grüße an unsere Freunde, besonders die jungen: Matthias, Gianina, Lea Olivia.

Und herzliche Grüße an alle unsere Wohltäter, die jeden Monat unsere Arbeit möglich machen, was nicht nur unsere Kenntnisse erweitert im Zusammenhang mit den Themen, die wir behandeln, sondern auch dazu beiträgt, dass wir zusammen kommen, unsere freundschaftlichen Bande gestärkt werden und wir am Ende des Tages ein gemeinsames Mahl genießen können.

Dieser Brief wird noch viele Zusatzinformationen enthalten, da ich von eurer Seite wichtige Anweisungen habe, die unsere weitere Arbeit bereichern werden.

Als Blanca [Blanca Segura aus Hamburg] am 11. Juli anrief und wir auch Silvia [Sylvia Freudling aus Freiburg. Beide sind Mitglied im VIPZ, *die Redaktion*] grüßen konnten (was uns großen Spaß machte), wies sie uns an, eine Digitalkamera zu kaufen, was wir bereits getan haben, und wir werden euch von diesem Seminar die ersten digitalen Fotos senden. Ohne eure Aufforderung hätten wir keine Digitalkamera gekauft, denn die sind hier sehr teuer. Die wir gekauft haben ist eine von den billigsten. Margarita hat es übernommen, die E-Mail-Adresse von Konrad [Konrad Braun aus Freiburg] zu erfragen, damit wir euch die Fotos senden können.

Es sollten aber nur die Fotos per Email verschickt werden. Wenn ich die Briefsendungen mit Berichten und Rechnungen elektronisch verschicke, scheint mir, würde die Information an Ausführlichkeit und Klarheit einbüßen. Aber wenn ihr dies wünscht und mir die Anweisung dazu gebt, werde ich euch sofort diesen Wunsch erfüllen.

(Es folgen Unterlagen und Ausgabenbelege. US \$ 861,34 als Gesamtausgaben für dieses Seminar. *Die Redaktion*)

„Die Zärtlichkeit ist ein Privileg der reinen Seelen, die wagen, das Herz zu öffnen.“

Luis Gaviria Vele

PS: Bis jetzt, da ich diesen Brief schreibe, sind die Brillen noch nicht angekommen. Es gibt anscheinend Verwirrung bei den Ämtern. Mir scheint, es lohnt nicht, Briefsendungen oder Postpakete zu schicken, da dies sehr teuer und die Dienstleistung überhaupt nicht effektiv ist.

Neue Ehrung für Olivia Alvarez

„Von der Tragödie in Nicaragua Lehrer/in zu sein“ (Bischof Solórzano)

Ende September 2009 wurde zum 18. Mal ein Jahrgang neuer Lehrer/innen an der „Escuela Normal“ (= LehrerInnen-Seminar) „JOSÉ MARTÍ“ verabschiedet: 300



LehrerInnen erhielten ihre Diplome.

An diesem Tag, dem 27.9.09, fand auch eines der Seminare von Olivia, Blanca und Perla

Team

statt, das von unserem kleinen gemeinnützigen Verein VIPZ e.V. und anderen finanziell unterstützt wird. Doch an diesem Samstag konnte Olivia selber nicht dabei sein:

Obwohl sie erst 10 Tage vorher an den Augen operiert worden war, wollte sie die frisch gebackenen jungen Lehrerinnen und Lehrer nicht enttäuschen. Denn dieser Abschlussjahrgang erhielt ihren Namen: „Olivia Alvarez de Guevara“, um sie zu ehren.

Olivia war in der zweiten Hälfte der 80er Jahre selber Direktorin des Seminars gewesen, bis sie nach der Wahlniederlage der Sandinisten 1990 aus politischen Grün-



Olivia

den vorzeitig in den Ruhestand versetzt wurde.

Die Ehrung war nicht die erste Auszeichnung für Olivia:

Während ihrer 26-jährigen Arbeit im Lehramt, erhielt sie verschiedene verdienstvolle Auszeichnungen durch das Kultusministerium, unter anderem

- die der besten Lehrerin von Matagalpa 1968 (in der Zeit der Diktatur!),
- 1989 erhielt sie die Medaille ‘Construtora del Futuro’ (Zukunftsgestalterin)
- und 1990 den Orden „Orden Ramírez Goyena“ (beide in der sandinistischen Regierungszeit).

Das Bürgermeisteramt Matagalpa seinerseits verlieh ihr die Auszeichnung als Ehrenbürgerin der Stadt im Jahre 2002 (unter der bürgerlich-liberalen Regierung).

Monseñor Jorge Solórzano, Bischof der Diözese Matagalpa

Auf derselben Veranstaltung sprach auch der Bischof von Matagalpa. Er drängte darauf, der Bildung in Nicaragua nationale Priorität zu verleihen. Er betrachtet Bildung als Motor des Fortschritts und Weg aus der Armut.

Die unbequemen Fragen, die er formulieren müsse, seien Folge der Tragödie, in Nicaragua eine Lehrerin oder ein Lehrer zu sein.

Wenn die Ausbildung der LehrerInnen so wichtig ist, die Aufgabe, die sie erfüllen müssen, so heilig, die Ausbildung des Bewusstseins so wichtig, dann können die Fragen nur lauten:

- Warum sind die Gehälter der LehrerInnen so niedrig?
- Warum ist ihre Ausbildung so mangelhaft?

Wir sind ein armes Land, sagte der Bischof, aber auch die Antwort ist einfach:

Wenn ich in meinem Haus 50 Cordoba habe, und wenn ich meine Kinder ernähren muss, darf ich ihnen kein Paar neue Hosen kaufen, da ich ihnen zu essen geben muss. Wenn ich das nicht tue, wird es keine Kinder mehr geben, denen ich eine Hose kaufen kann; die Priorität muss sein, dem Kind das Leben zu erhalten.

Und wenn ein Land nur wenige Ressourcen hat, dann müssen wir der Bildung die Priorität geben, denn die Bildung ist der Motor des Fortschritts und kann viel zum Wert und zur Würde einer Person beitragen.

Der Bischof skizzierte fünf große Regeln, um den wirtschaftlichen, politischen, sozialen und moralischen Stillstand in Nicaragua zu überwinden:

- Wenn wir der Armut entkommen wollen, dann ist die Lösung eine bessere Bildung.
- Wenn wir die Kriminalität überwinden wollen, dann ist es mehr Bildung.
- Wenn wir wollen, dass die Familien stabiler werden, dann bedeutet das: Mehr Bildung.
- Wenn wir mehr produzieren wollen: Mehr Bildung.
- Wenn wir in Frieden leben wollen: Bildung.

Der Staat sei weder Eigentümer der Inhalte noch der Orte der Bildung, er sei einfach Verwalter unserer Gelder; seine Aufgabe sei es, das Bildungssystem zu organisieren, ohne sich in das Recht eines Jeden auf Bildung einzumischen. Er bete dafür, dass auch der privaten Wirtschaft die Augen und Ohren geöffnet werden: Sie dürfe sich nicht nur auf den eigenen Bereich beschränken, Gewinne und Verluste zu machen und zu produzieren oder zu verkaufen. Wir müssen sie fragen: Warum kümmert ihr euch nicht um die Bildung in der Grundschule, der Sekundarschule oder um die Höhere Bildung?

Bildung macht man nicht in der Luft, sagte der Bischof, sondern mit Büchern, Unterricht und Fortbildung und auch mit einer würdigen Bezahlung.

Chronologie

Am Tag der Revolution war Olivia Alvarez-Alvarado 51 Jahre alt und Lehrerin an einer Schule in Matagalpa. Damals war sie keine Sandinistin. Sie wusste auch nicht, dass ihr Mann, der Arzt Dr. Trinidad Guevara, in der Zeit des Aufstandes vor dem Sieg der Revolution, wenn er abends aus dem Haus ging, um Patienten zu besuchen, auch heimlich zu sandinistischen Guerilleros ging, um diese medizinisch zu betreuen.

Olivia: „1979 war ich Leiterin einer christlichen Gruppe. Ich habe Ehe-Vorbereitungsgespräche geführt, vor Jugendlichen gesprochen. Aus Spanien von der Insel Mallorca kamen Ausbilder einer katholischen Laienbewegung nach Nicaragua und gaben Ausbildungs-Kurse. Ich habe drei von diesen Kursen besucht. Mein Mann, der damals noch lebte, war sehr fromm, und wir haben an zwei Seminaren der charismatischen Erneuerungsbewegung teilgenommen. Aber all das hat, als mein Mann starb, nichts genützt, um meine große Leere zu füllen. Mein Christsein hat sich nur darin gezeigt, dass ich die Dinge tat, die mir meine Kirche vorschrieb: den Gottesdienst besuchen, an Vorträgen und Exerzitien teilnehmen, Almosen geben von dem, was ich übrig hatte. Und jeden Abend, wenn ich meditierte und in der Bibel las, fühlte ich, dass mir etwas fehlte. Gott sagt: Deine Wege sind nicht meine Wege. Und genau so hat es Gott mit mir gemacht. Mein Mann starb, die Revolution siegte, und ich habe mich sehr schlecht gefühlt, habe nichts anderes gemacht als zu arbeiten

und in die Kirche zu gehen. Damals war ich keine Sandinistin.“

1979 // Unter Führung der 1961 gegründeten FSLN (Sandinistische Front der Nationalen Befreiung) wird im Juli die jahrzehntelange Diktatur der Somozas in einem Volksaufstand gestürzt. Am 17. Juli flieht Anastasio Somoza Debayle ins Ausland. Ein breites Bündnis von konservativen Kräften bis zur FSLN übernimmt die Regierung, wobei die FSLN bald tonangebend ist und sich die wichtigsten Machtpositionen sichert. Zu den ersten Maßnahmen der neuen Regierung gehören die Enteignung des Besitzes der Familie Somoza, die Verstaatlichung der Banken und Minen, die Abschaffung der Todesstrafe, die Etablierung der Meinungsfreiheit, umfangreiche Reformen im Gesundheits- und Bildungswesen sowie eine Agrarreform zu Gunsten landloser Bauern.

Olivia Alvarez sprach 1990 in Tübingen über den Sommer 1979:

„Damals war ich keine Sandinistin. Dann haben mich die Sandinisten gefragt, ob ich in einem Projekt für Straßenkinder mitarbeiten würde. Sie haben mir gesagt, ich solle den Kindern, die fast schon Kriminelle waren, Liebe und Verständnis entgegenbringen. [...]

Von da ab habe ich mich ganz der Arbeit mit den SchülerInnen gewidmet, ich habe die Prinzipien der sandinistischen Revolution kennen gelernt, und ich habe gemerkt, dass es mehr Christentum, mehr Evangelium in dieser Revolution gab als in der Kirche, zu der ich gehörte. Und seit 1987, als das erste Mal Hilfe von Ihnen aus Deutschland kam, weiß ich, dass das Christentum nicht an eine bestimmte Rasse, eine bestimmte Hautfarbe, an eine bestimmte Kirche gebunden ist, dass es etwas Weltweites ist. Und seitdem bin ich Christin und Revolutionärin. [...]

Unsere Revolution basiert auf Prinzipien des Evangeliums: den Nackten bekleiden, den Hungernden speisen, dem Durstigen zu trinken geben, die Kranken heilen, dem Landlosen Land geben, Lesen und Schreiben zu unterrichten, Gesundheit zu denen bringen, die krank sind – all das ist unsere Revolution.“

1980 // Der „Nationale Kreuzzug der Alphabetisierung“ (CNA) startet. Durch diese und weitere Kampagnen wird die Analphabetenrate bis 1985 von 50 auf 13 Prozent gesenkt. // Anastasio Somoza wird im September in Paraguay von einem Kommando der argentinischen Guerilla ERP getötet.

1980 wird Olivia Alvarez zur Schulleiterin ernannt, und ab 1986 ist sie Direktorin des



Deutsche Aufbauhelfer 1986 in der Region Nueva Guinea

LehrerInnen-Seminars José Martí in Matagalpa.

Das sowohl politisch als auch wirtschaftlich größte Projekt des Infobüros Nicaraguas aus Wuppertal der 1980er Jahre war die Brigadenkampagne Todos juntos venceremos (Gemeinsam werden wir siegen), die die sandinistische Regierung den VertreterInnen der europäischen Solidaritätsbewegungen im November 1983 vorschlug. Es rief dazu auf, nach Nicaragua zu reisen, um dort ein menschliches Schutzschild gegen die politische, wirtschaftliche und militärische Intervention der USA zu sein. Dem ersten Aufruf folgten etwa 1.000 „BrigadistInnen“ aus Europa, die während ihres Aufenthaltes in Nicaragua mit Erntearbeit oder dem Häuserbau ihre Solidarität zum Ausdruck brachten. Nach der Rückkehr bereicherten sie zu Hause den linken Diskurs in der bundesdeutschen Öffentlichkeit und brachten neue Impulse in die Debatte ein.

1981 // US-Präsident Ronald Reagan sperrt Darlehen Nicaraguas. Die CIA beginnt mit dem Aufbau der so genannten Contra.

1984 // Erste Wahlen nach der Revolution. Mit 67 Prozent der Stimmen gewinnt der sandinistische Präsidentschaftskandidat Daniel Ortega die Wahlen. // Die CIA verminnt die wichtigsten Häfen Nicaraguas. // Die Bundesrepublik Deutschland friert ihre Entwicklungshilfe für Nicaragua ein.

1986 // Die USA werden vom Internationalen Gerichtshof in Den Haag zu Schadensersatz in Milliardenhöhe verurteilt, den sie allerdings niemals zahlen.

1990 // Die FSLN verliert überraschend die Wahlen im Februar. // In der so genannten Piñata sichern sandinistische Kader ihre eigenen sowie die Pfründe der FSLN. // Der Sandinist Humberto Ortega, bis zu den Wahlen Verteidigungsminister, wird

Oberster Befehlshaber der Armee, womit sich Präsidentin Chamorro deren Loyalität sichert. // Die Währung wird abgewertet, der Staatsapparat verkleinert, soziale Einrichtungen werden geschlossen, das Gesundheitssystem privatisiert, Schulgeld erhoben, die Agrarreform teilweise rückgängig gemacht, und in den 1980er Jahren verstaatlichte Betriebe werden größtenteils wieder privatisiert.

Nach der Wahlniederlage wird Olivia Alvarez als Direktorin des LehrerInnen-Seminars entlassen und in den vorzeitigen Ruhestand versetzt. Sie ist 62 Jahre alt.

Olivia Alvarez Alvarado sprach 1990 in Tübingen über den Februar 1990:

„Die sandinistische Revolution ist ein Zeichen der Zeit. Auch wenn wir die Wahlen vom 25.2.90 verloren haben: Revolution ist nicht dasselbe wie Regieren, sondern Wechsel und Umwandlung. Und das ist es, was wir im Volk weiter betreiben werden. Wir alle kämpfen weiter für das, was uns die Revolution gegeben hat. Die neue Regierung ist verfassungsgemäß, weil sie aus freien und demokratischen Wahlen als Sieger hervorgegangen ist. Die Sandinistische Partei, die mehr als 500.000 Mitglieder hat, ist da, um zu garantieren, dass die Erfolge, die das Volk in den 10 Jahren der sandinistischen Regierung erzielt hat, nicht rückgängig gemacht werden.“

1995 // Die „Sandinistische Erneuerungsbewegung“ (MRS) unter Führung des ehemaligen Vizepräsidenten Sergio Ramírez und der Comandante Dora María Tellez entsteht.

1999 // Daniel Ortega schließt mit dem Parteichef der Liberalen Partei PLC, Arnoldo Alemán, einen Pakt, der FSLN und PLC langfristig die Macht in Nicaragua sichern soll. Alle wichtigen staatlichen Institutionen werden zwischen den beiden Parteien aufgeteilt.

2003 // Die Immunität des ehemaligen Präsidenten Alemán wird aufgehoben. Er wird wegen massiver Korruption inhaftiert und zu einer 20-jährigen Haftstrafe verurteilt, die allerdings nach 20 Tagen Haft in einen Hausarrest umgewandelt wird.

2006 // Im April tritt das Zentralamerikanische Freihandelsabkommen mit den USA (CAFTA) für Nicaragua in Kraft. Vorher hat im Parlament auch die FSLN dem Abkommen zugestimmt. // Mit Unterstützung der FSLN wird das Abtreibungsrecht verschärft. Nun ist Abtreibung unter allen Umständen, also auch im Falle der Bedrohung des Lebens der Mutter, verboten. // Daniel Ortega von der FSLN wird im November zum Präsidenten gewählt.

Daniel Ortega und Hugo Chávez

2007 // Unter der Regierung Ortega werden die politischen Kontakte zu Venezuela und Kuba wichtiger. Der venezolanische Präsident Hugo Chávez gewährt umfangreiche Wirtschaftshilfe in Höhe von 520 Millionen US-Dollar jährlich. Damit werden unter anderem ambitionierte Sozialprogramme wie „Cero hambre“ (Null Hunger) bezahlt. Das Geld wird jedoch intransparent und am Parlament vorbei ausgegeben, obwohl es sich bei diesen Hilfen zur Hälfte um einen Kredit handelt, der in 25 Jahren aus dem Staatshaushalt zurückgezahlt werden muss.

Im Mai 2007 schrieb uns die Lehrerin Ana Tirza Zeledón Araíz, Teilnehmerin an den Workshops („talleres“) von Olivia, Blanca und Perla in Matagalpa:

„Jetzt mit dem Präsidenten Daniel Ortega glaube ich, dass es besser wird. Seine Vorhaben sind ausgezeichnet und er hat auch schon einige ausgeführt. Ich als Lehrerin hoffe dass, auch wenn es schon spät ist, dass wir würdig entlohnt werden, soviel



Das Programm: Null Hunger & Null Armut

wie unsere Arbeit wert ist und kostet. Wir haben große Schwierigkeiten wegen des Mangels an selbst solchen Dingen wie einem Bleistift zum Schreiben.

Mit der Hilfe vieler befreundeter Länder, die spenden und uns bei unserer Bedarfsdeckung unterstützen und Hand in Hand mit unserem Präsidenten Daniel Ortega arbeiten, vertrauen wir ihm und darauf, dass er an die Armen denkt, nicht nur er, sondern auch die First Lady, eine großartige Frau und Kämpferin für das Wohlergehen ihres Volkes.

Ich habe das Gefühl, dass die Sonne beginnt, in jedem Heim in Nicaragua zu leuchten und dass wir besser und mehr in Würde leben werden. Wir wollen keine korrupten Menschen mehr, sondern rechtschaffene. Dies ist der Traum jedes Kindes, Jugendlichen, Erwachsenen, Senioren, der sein Land liebt, dass wir in Frieden leben können, nicht weggehen müssen, dass wir nicht mehr so arm sind wie bisher.

Deutschland ist ein Land, das sich mit uns solidarisiert hat. In guten wie in schlechten Tagen standen sie uns zur Seite [...]. Vielen Dank.“

2008 // Der von FSLN und Liberalen dominierte Oberste Wahlrat schließt die Sandinistische Erneuerungsbewegung (MRS) und die Konservative Partei von den Kommunalwahlen aus. // Der Streit zwischen Frauenbewegung sowie weiteren zivilgesellschaftlichen Organisationen und

der FSLN-Regierung nimmt an Schärfe zu. // Bei den Kommunalwahlen im November kommt es zu massiven Manipulationen. Unabhängige WahlbeobachterInnen sind nicht zugelassen. Zahlreiche BeobachterInnen sprechen von Wahlfälschung seitens der FSLN, die offiziell in etwa 70 Prozent der Gemeinden gewinnt. Nach den Wahlen kommt es zu teils gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen AnhängerInnen der FSLN und der Opposition.

2009 // Das Oberste Verfassungsgericht, dessen RichterInnen allesamt von PLC und FSLN nominiert wurden, hebt im Januar die Verurteilung Arnaldo Alemáns wegen Korruption "aus Mangel an Beweisen" auf.



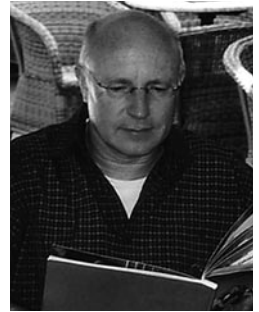
Olivia und der Fortbildungskurs

Quelle der Chronologie, zusammengestellt von Armin Massing und Michael Krämer (Auszüge): *Lateinamerika-Nachrichten/Informationsbüro Nicaragua. Gemeinschaftsausgabe September/Oktober 2009*

Vgl. Udo Fleige: *Nicaragua zwischen Emanzipation und Autoritarismus*, CuS 2–3/2009, S. 27–31

Udo Fleige, lehrt Biologie und ev. Religion an der Geschwister-Scholl-Schule Tübingen, ist Beratungslehrer, war 1984–1986, 1996–2003 Redaktionsmitglied von CuS, 1986–1996

Bundessekretär im BRSD. Er hat als



Udo Fleige

Entwicklungshelfer in Nicaragua gearbeitet und das Land später oft besucht, mit Gewerkschafts- und Schulgruppen. Er ist Vorstandsmitglied des Vereins für Internationale Pädagogische Zusammenarbeit (VIPZ).

Natur-Mystik bei José Martí

Von Gerd Büntzly

*Busca el obispo de España
pilares para su altar.
En mi templo, en la montaña
el alamo es el pilar!*

*Y la alfombra es puro helecho,
y los muros abedul,
y la luz viene del techo,*

del techo de cielo azul.

*El obispo, por la noche,
sale, despacio, a cantar;
monta, callado, en su coche,
que es la piña de un pinar.*

*Las jacas de su carroza
son dos pajaros azules;
y canta el aire y retoza,*

y cantan los abedules.

*Duermo en mi cama de roca
mi sueño dulce y profundo;
roza una abeja mi boca,
y crece en mi cuerpo el mundo.*

*Brillan las grandes molduras
al fuego de la mañana,
que tiñe las colgaduras
de rosa, violeta y grana.*

*El clarín solo, en el monte,
canta al primer arrebol;
la gasa del horizonte
prende, de un aliento, el sol.*

*Diganle al obispo ciego,
al viejo obispo de España,
que venga, que venga luego,
a mi templo, a la montaña*

*Übersetzung aus dem Spanischen
Gerd Büntzly*

*Es sucht der Bischof von Spanien
Säulen für seinen Altar.
In meinem Tempel, im Gebirge
ist die Pappel die Säule!*

*Und der Teppich ist reines Farnkraut,
und aus Birke die Mauern,
und das Licht kommt vom Dache,
vom Dache des blauen Himmels.*

*Zum Singen geht aus in der Nacht
langsam der Bischof;
schweigend besteigt er seine Kutsche,
die aus Pinienzapfen besteht.*

*Die Rosse vor seiner Karosse
sind zwei blaue Vögel,
und es singt die Luft und tönt,
und es singen die Birken.*

*Ich schlafe in meinem Felsbett
meinen süßen und tiefen Traum:
meinen Mund berührt eine Biene,
und die Welt wächst in meinem Leibe.*

*Es leuchten die großen Gesimse
im Feuer des frühen Morgens,
die Zügel sind farbübergossen:
mit Rosa, Violett und Scharlach.*

*Die Spottedrossel allein im Gebirge
besingt die Röte des Morgens;
der Dunst des Horizontes
ergreift mit einem Hauche die Sonne.*

*Sagt doch dem blinden Bischof,
dem alten Bischof von Spanien,
er soll kommen, soll endlich kommen
in meinen Tempel, ins Gebirge!*

Im Jahre 1995 war ich im Auftrag einer Menschenrechtsorganisation für drei Monate in Guatemala. Es ging darum, Rückkehrer aus Mexiko, die Anfang der 80-er Jahre vor den Massakern geflohen waren, in ihr altes Heimatland zu begleiten. In einem kleinen Dorf in 1000 Metern Höhe, das ganz von Urwald umschlossen war, nicht weit von der mexikanischen Grenze, wurde mir die Zeit nicht lang. Unter anderem beschäftigte mich ein Gedicht des kubanischen Nationaldichters José Martí, das ich schon länger kannte, aber das auf mich in dieser Gegend, ähnlich der, in der es entstanden war, in einer besonderen, neuen Weise wirkte.

Dieses Gedicht findet sich in den „Versos sencillos“ des Kubaners José Martí (1853–1895), von denen der Anfang unter dem Titel „Guantanamera“ auch bei uns bekannt geworden ist. Ausgehend von einer Polemik gegen einen katholischen Bischof (als Anlass mag eine Zeitungsmeldung gedient haben) beschreibt Martí in

poetischer Form seine eigene Erfahrung des Absoluten.

Die Polemik ist deutlich: Martí, der in seinen „Schlichten Versen“ wiederholt das Loblied der heimischen Berge singt, hält eine von Menschenhand gemachte Kirche für überflüssig, denn, so sagt er, die Natur selbst, der offene Himmel ist der adäquate Tempel, um Gott zu loben. Das haben zwar schon viele gesagt, aber ihre Rede blieb oftmals in der Terminologie der Aufklärung stecken und somit etwas blass. Martí jedoch rehabilitiert in seinem Gedicht die alten „heiligen Orte“, die sich über den ganzen Erdball verstreut finden. Mit der Ankunft des Christentums wurde die Mehrheit von ihnen mit Kirchen, also mit von Menschenhand gemachten Tempeln überbaut, besonders in Europa, aber im Rahmen der Kolonisierung auch in Lateinamerika. Diese Kirchen hoben zwar weiterhin die Heiligkeit des Ortes hervor, aber ihr Holz- oder Steindach nahm den Blick auf die Weite des Himmels weg. Mit der Entwicklung der Architektur – da folgte das Christentum völlig den scheinbar überwundenen Hochkulturen der Azteken oder Ägypter – wurden die immer größer und kühner gebauten Kirchen zu einem Element der Einschüchterung: Sie selbst und ihre kühnen Bauformen, nicht mehr der heilige Ort, an dem sie gebaut waren, sollten eine Idee von der Größe Gottes vermitteln. Auf diese Weise bestärkten sie die Macht der „Stellvertreter Christi“. Für den Altar einer solchen Kirche sucht der Bischof Säulen: wir können an die kunstvoll gedrehten Säulen denken, wie sie sich im Aufbau barocker Hochaltäre finden. Diese Säulen sind als Produkt menschlicher Kunst beeindruckend, aber sie sind nur Imitation, im Grunde unecht.

Martí dagegen erträumt sich den Urwald

im Gebirge als Tempel, den er dem Bischof empfiehlt; und in seinem Traum sieht er sogar den „bekehrten“ Bischof auf seinem Weg zu diesem mystischen, grandiosen Tempel, geschmückt mit einem Zierrat, den keine menschliche Hand nachahmen kann. Der Bischof, so wie der Dichter sich ihn denkt, hat sich ganz in den Schoß der Mutter Natur gegeben: seine Kutsche, im spanischen Text wörtlich „ein Pinienzapfen von einer Pinie“, hat die länglich-ovale Form der Gebärmutter. Als Abbildung auf Grabmälern symbolisiert der Pinien-Zapfen seit dem Altertum Tod und Wiedergeburt, und darum geht es auch bei Martí. Die Pinie ist bei den Griechen dem Gott Dionysos zugeordnet, dessen Kennzeichen es ist, den Menschen über ekstatische Rauschzustände die Einheit mit dem Kosmos zu schenken¹. Das Blau der Vögel ist das Blau der Nacht, aber das ist trivial. Sicher ist so etwas auch gemeint, aber wahrscheinlich lässt sich die Farbe gerade an dieser Stelle noch weiter ausdeuten, was ich aber im Moment nicht versuche. Entscheidend ist: die Natur selbst beginnt zu sprechen, auf eine sublimen Weise zu singen, die mit den gewöhnlichen Sinnen nicht vernommen werden kann:

*Die Rosse vor seiner Karosse
sind zwei blaue Vögel,
und es singt die Luft und tönt,
und es singen die Birken.*

Ist die Parallele von Martí's Versen zu den bekannten des deutschen Dichter Theodor Storm nicht erstaunlich?

*Noch einmal schauert leise
und schweigt dann der Wind;
vernehmlich werden die Stimmen,
die über der Tiefe sind.*²

In einer plötzlichen Wendung seiner Gedanken, die in den „Schlichten Verse“ häufiger begegnet, scheint Martí das The-

ma zu wechseln. Nun beschreibt er sich selbst als Träumer, der vom Aufbruch des Bischofs träumt, aber an einem völlig ungewöhnlichen Ort: einem Bett im Stein, einem „Felsbett“. Die vier Zeilen dieser Strophe sind der Höhepunkt des Gedichts.³

Das „Felsbett“: An vielen heiligen Orten gibt es so ein Felsenbett oder Felsengrab (z. B. in Ostwestfalen bei den Externsteinen). Es ist ein Ort der Initiation, die verstanden wird als mystischer Tod und Wiederauferstehung. (Man könnte auch von „symbolischem Tod“ reden, wäre das nicht missverständlich, da heutzutage die Kraft der Symbole meist unterbewertet wird, was ihren realen Einfluss nicht mindert.) Die Christen interpretierten solche Felsengräber als Nachahmung des Felsengrabes Christi, aber es ist keineswegs gesagt, dass sie die Erfinder solcher Felsengräber waren. Mit großer Wahrscheinlichkeit haben sie sie erst in „heidnischen“ Gegenden vorgefunden. Wir wissen nicht, ob Menschen sich in früheren Zeiten für eine Nacht in solche Gräber gelegt haben, um die Erfahrung von Tod und Auferstehung zu machen, aber wir können uns das vorstellen. Eben dies aber tut offenbar der Dichter.

Rainer Maria Rilke hat die Erfahrung des Leides und der Bedrängnis mit einem Gang durch Felsen verglichen, er selbst als Erz im Felsen:

*Vielleicht, dass ich durch schwere Berge
gehe in harten Adern, wie ein Erz allein;
und bin so tief, dass ich kein Ende sehe
und keine Ferne: alles wurde Nähe
und alle Nähe wurde Stein.*⁴

Welch eine Vorstellung: Um mich herum nur Felsen, undurchdringlicher Widerstand überall, und ich selbst nicht viel mehr als Stein. Bei Rilke dient das Bild vom Gang im Felsen zur Darstellung von

Bedrückung und Leid; er sieht ganz realistisch, dass die Erfahrung äußerster Ohnmacht eine Voraussetzung ist für den Aufstieg zu tieferen Erkenntnissen. Martí dagegen träumt im Felsen die Einheit mit dem Kosmos, einen „süßen und tiefen Traum.“

Wir wissen, dass die Menschen der Vorzeit Höhlen entdeckt und sie möglicherweise auch als Schutz gegen die Witterung oder gegen wilde Tiere genutzt haben. Die archäologischen Zeugnisse (Knochenfunde, Wandmalereien) weisen allerdings eher darauf hin, dass solche Höhlen vornehmlich eine religiöse Bedeutung hatten und nicht zum Wohnen genutzt wurden. Die radioaktive Strahlung, die in solchen Felsformationen besonders stark ist, regt für kurze Zeit an und erlaubt oder verstärkt ekstatische Erfahrungen; aber für einen dauernden Aufenthalt ist sie unverträglich.

*Ich schlafe in meinem Felsbett
meinen süßen und tiefen Traum:
meinen Mund berührt eine Biene,
und die Welt wächst in meinem Leibe.*

Die göttliche Präsenz, die sich im Felsen mitteilt, tötet denjenigen, der nicht vorbereitet ist, auf jeden Fall ist sie sehr gefährlich. Und eben diese Gefahr drückt sich im Kuss der Biene aus. Wer dächte da nicht daran, dass die Biene stechen, und, einmal im Munde, sogar töten kann? Aber genau dies geschieht hier nicht, die Biene küsst, statt zu stechen: ein Ausdruck der vollkommenen Harmonie zwischen Mensch und Natur. Übrigens ist die Biene ein Symbol der Artemis, der Großen Mutter, ihr Kuss erlaubt ein Sprechen in ihrem Auftrag. Und alsbald öffnet sich dem Menschen das Universum, er – oder vielmehr seine Anima, seine Muse – fühlt die ekstatische Vereinigung mit der Welt. Nicht mehr ist sie bloß ein Teil des dyna-

mischen Universums, nein: sie geht mit der Welt schwanger. Der Unterschied zwischen Mann und Frau existiert hier nicht mehr, ebenso wenig der zwischen groß und klein, zwischen innen und außen: „Die Welt wächst in meinem Leibe“. Eine paradoxe Aussage, ein großartiges Bild!

Von der Höhe dieser Erfahrung aus gibt es selbstverständlich nur noch einen Abstieg, das heißt aber auch einen Wiedereintritt in die äußere Welt. Kein Wunder, dass an dieser Stelle die heiligen Farben der Venus, Rosa, Violett und Purpur erscheinen – bekanntlich ebenfalls vom Christentum usurpiert und zu den Bußzeiten genutzt wie als Farbe der höchsten Würdenträger – es sind die Farben des Übergangs. Die Naturreligion hat ein besonderes Verhältnis zu diesen Farben, weil sie die Farben der Morgen- und Abenddämmerung sind.⁵ Diese geheimnisvollen Augenblicke mit ihrem Zwielficht sind wie der Widerschein einer schöneren Welt, in der alles möglich ist. In unseren Breiten dauern sie besonders lang; in den Tropen leuchten ihre Farben aber besonders intensiv. Und nicht zu vergessen: Rosa, Violett und Purpur sind die Farben des Mutterschoßes, die ersten Farben, die ein noch nicht geborenes Kind wahrnimmt. Der Dichter, der im Uterus des Felsbettes geschlafen hat, wird neu geboren in eine Welt, die er nun nicht mehr als Täuschung erlebt wie Platon das Leben der Menschen in seinem Höhlengleichnis, sondern die er im Licht einer herrlichen Sonne in allen leuchtenden Farben erblickt.

Der im Gedicht erwähnte Vogel hat im Deutschen den Namen „Spottdrossel“, weil er den Gesang anderer Vögel nachahmt. Sein Gesang ist so klar und laut vernehmbar, dass er im Spanischen den Namen „Clarín“ bekam, das bedeutet „Signalhorn“. Dieser Vogel hat also die

Rolle des Herolds oder Wächters, der den neuen Tag ankündigt, einen Tag, der, im Licht der Erfahrung im Felsen, ganz anders und schöner sein wird als jeder Tag zuvor.

Das Gedicht endet mit einer Erinnerung an die Polemik des Beginns, wiederum mit einem Doppelsinn: denn „blind“ ist der Bischof nicht nur aufgrund seines vorgerückten Alters, sondern vor allem aufgrund der Vorurteile seiner Religion; und „alt“ ist er nicht nur als Person, sondern als Prinzip: die Zeit des Kolonialismus, der der Natur so feindlich gesonnen war, geht zu Ende. Doch auch für ihn gibt es Hoffnung: Martí, der immer kämpferisch für die Freiheit seines Landes eingetreten ist, ist der Meinung, auch den alten Bischof noch überzeugen zu können. Er muss sich nur der Naturerfahrung aussetzen, und er wird erkennen, wo sein wahrer Tempel ist.

José Julián Martí y Pérez (28.1.1853 in Havanna, Kuba; † 19.5.1895 in Dos Ríos, Kuba), Schriftsteller und Dichter, kubanischer Nationalheld und Symbol für den Unabhängigkeitskampf des Landes. Martí begann bereits als Jugendlicher, Gedichte zu schreiben und mit dem Widerstand gegen die spanische Kolonialherrschaft zu sympathisieren. Im Exil in Mexiko und den USA verfasste er mehrere Schriften, darunter den Gedichtband Versos sencillos („Einfache Verse“). Aus dem Exil organisierte Martí den politischen und militärischen Kampf gegen die spanische Kolonialmacht. 1895 kehrte José Martí nach Kuba zurück, um am Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien teilzunehmen. Am 19. Mai dieses Jahres fiel er in Kämpfen bei Dos Ríos in der damaligen Provinz Oriente. Interessanterweise haben sich sowohl die „rechten“ Kubaner z. B. der Diktator Bautista, auf Martí berufen, wie die Revolutionäre um Fidel Ca-*

stro.

- 1 J. G. Frazer: *The Golden Bough. A Study in Magic and Religion*. London (1922) 1983, S. 510.
- 2 Aus „Meeresstrand“. Zitiert nach Echtermeyer/ von Wiese: *Deutsche Gedichte*, Düsseldorf 1966, S. 495.
- 3 Dorothee Pilgram verdanke ich verschiedene Hinweise zu diesem Aufsatz. U. a. meint sie, bei dem Wort „Ich“ ließe sich auch daran denken, dass hier die Mutter Natur selbst spricht. Sie erst kam auf den Gedanken, bei der Zeile „Und die Welt wächst in meinem Leibe“ an Schwangerschaft zu denken.
- 4 *Das Buch von der Armut und vom Tode*. 1903.
- 5 Über die heiligen Farben äußert sich besonders ausführlich: Judy Grahn: *Another*

Mother Tongue. Gay Words, Gay Worlds. Updated and Expanded Edition, Beacon Press, Boston 1990, 1. Kapitel.

Gerd Büntzly, Jahrgang 1949, Studium: Philosophie, Theologie, Spanisch, Französisch und Deutsch (M.A.), Staatl. gepr. Musiklehrer. Übersetzungen aus dem Englischen, Französischen, Spanischen, Publikationen zu Gewaltfreier Aktion und Homosexualität.



Gerd Büntzly

An der Seite der Vergessenen

175 Jahre Gossner Mission

Von Jutta Klimt

Es waren fünf Handwerker, die vor 175 Jahren den Aufbruch wagten: Auf ihre Initiative geht die Gründung der Gossner Mission zurück, eines kleinen lutherischen Missionswerkes mit Sitz in Berlin, das von Anfang an in der Riege der evangelischen Missionswerke eine Sonderrolle einnahm. Daran hat sich in 175 Jahren nur wenig geändert.

„175 Jahre Mission mit Herz und Hand“: Der Slogan zum Jubiläum ist kurz, macht aber deutlich, wie die Gossner Mission ihre Schwerpunkte setzt. Sie sieht sich seit ihrer Gründung an der Seite der Marginalisierten in Übersee und in Deutschland. Sie fördert Partnerschaften und Projekte

in Indien, Nepal und Sambia – und kümmert sich zugleich um Beratung und Vernetzung von Arbeitslosen- und Hartz IV-Gruppen in Deutschland.

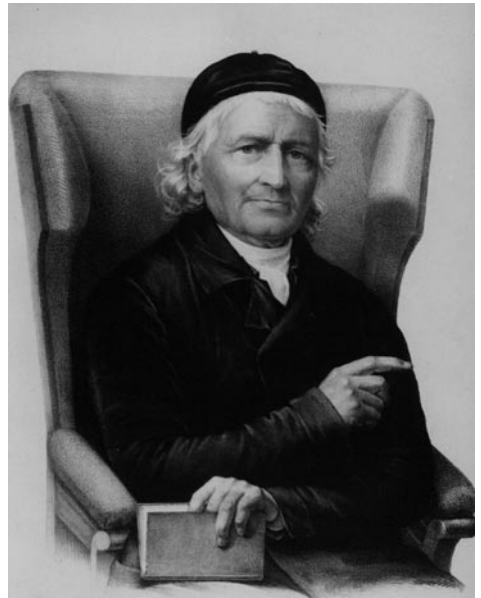
„Unser Proprium ist die Verbindung der Arbeit in Deutschland und Übersee. Diese Schwerpunktsetzung kann kein anderes evangelisches Missionswerk aufweisen“, betont der Direktor des Werkes, Dr. Ulrich Schöntube. Und: „Die Gossner Mission hat Mission immer ganzheitlich verstanden. Unser Werk engagiert sich vielfältig und ist bereit, neue und auch unbekannte Wege zu gehen.“

Ein Blick in die Geschichte. Zu Zeiten der Nazi-Diktatur wandte sich die Gossner Mission der Bekennenden Kirche und den Opfern des Nationalsozialismus zu. Im

Gossnerhaus in Berlin-Friedenau trafen sich verschiedene oppositionelle Gruppierungen; jüdische Mitbürger wurden hier zeitweise versteckt. So entwickelte sich das Haus zu einem der wichtigsten Treffpunkte der Berliner Bekennenden Kirche. Repressalien blieben nicht aus: Die Zeitschrift wurde verboten, und Direktor Hans Lokies erhielt Redeverbot und wurde mehrfach inhaftiert.

Auch in den Umbrüchen der Nachkriegszeit stand die Hinwendung zu den Menschen am Rande der Gesellschaft im Mittelpunkt der Arbeit in Deutschland. In Mainz baute Mitarbeiter Horst Symanowski das „Zentrum für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft“ auf, in dem junge Theologen in einer Zusatzausbildung mit der Welt der Arbeiter vertraut gemacht wurden.

In der DDR zogen dagegen Theologen im Auftrag der Gossner Mission mit einem Wohnwagen in die völlig zerstörten Dörfer des Oderbruchs, um den Menschen nahe zu sein, um seelsorgerlich tätig zu werden und zugleich beim Wiederaufbau mit anzupacken. Denn dies waren die missionarischen Herausforderungen der Zeit: Im Osten Deutschlands gab es Landschaften weithin ohne kirchliche Präsenz, in denen tief traumatisierte Menschen versuchten, ihr Überleben zu organisieren. Wenige Jahre später begann in der DDR der Aufbau neuer sozialistischer Arbeits- und Wohnstädte, aus denen Religion von Anfang an ferngehalten werden sollte. So machten sich ab 1958 junge Theologen, die Erfahrungen aus der Wohnwagenarbeit mitbrachten, auf, um auf den Großbaustellen in den neuen Städten (wie Lübbenau oder Schwarze Pumpe) auf Arbeitssuche zu gehen. Es war für sie eine neue Welt – und sie beabsichtigten, dort auf unbestimmte Zeit zu bleiben; Seite an Seite mit den Ar-

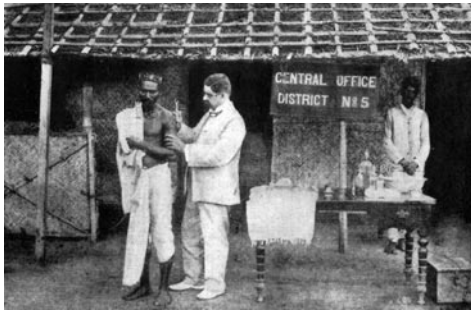


Missionsgründer Johannes Evangelista Goßner (1773–1858)

beitern. Das Risiko dieses Weges war ihnen bewusst: Es lag in der Grenzüberschreitung der Kirche in einen Bereich, den der Arbeiter- und Bauernstaat für sich reklamierte. Und tatsächlich ließ in diesem ersten Versuch der „dauerhaften missionarischen Existenz in der Welt der Arbeiter“ die Entlassung nicht lange auf sich warten.

So arbeitete die Gossner Mission stets mit Menschen und Bewegungen zusammen, die in Kirche und Gesellschaft meist vergessen, wenn nicht verachtet worden waren. Ein weiteres Beispiel: das Eintreten für die Hausbesetzer-Szene im West-Berlin der 70er Jahre.

„Um diese ungewöhnliche Missionsgeschichte zu verstehen, muss man noch weiter zurückgehen – bis zum Missionsgründer“, betont Ulrich Schöntube. Denn geprägt wurde das Werk durch die Persönlichkeit des Berliner Pfarrers Johannes Evan-



Missionar in Indien vor der Gesundheitsstation, Ende 19. Jh.

gelista Goßner, der sich – auf die ihm eigene konsequente und streitbare Art – gegen Bürokratie und starre Ordnungen wandte und schon vor 175 Jahren überkonfessionell dachte und wirkte. Goßner kümmerte sich im aufstrebenden Berlin des 19. Jahrhunderts um die Verlierer, um verwahrloste Kinder, zerbrochene Familien, um Obdachlose, Bettler und Gefangene. Er richtete Kindergärten ein, gründete Krankenpflegevereine und später das erste evangelische Krankenhaus Deutschlands, die heute noch bestehende Elisabeth Klinik.

Und so zeigte er sich auch offen, als im Dezember 1836 eine kleine Gruppe von Handwerkern vor seiner Tür stand. Die drei Schneider und zwei Schuhmachergesellen wollten von ihm in die Mission entsandt werden. Goßner zögerte – Missionsgesellschaften gab es schließlich einige zu dieser Zeit. Aber als Handwerker hatten die Männer bei keiner dieser Gesellschaften Aufnahme gefunden. Goßner betete mit ihnen – und kam zu der Überzeugung, dass der von ihnen angestrebte Weg der richtige sei.

Er selbst hatte sich gerade mit dem Komitee einer anderen Berliner Missionsgesellschaft überworfen, u.a. weil man dort – wie auch anderswo in Deutschland – den Missionsbegeisterten ein theologisches Studium auferlegte. Dadurch jedoch wurde

mancher engagierte, aber ungebildete Interessent von der Missionstätigkeit ausgeschlossen, was Goßner heftig kritisiert hatte.

So erklärte er sich nun bereit, auf eigene Faust Missionare auszubilden und zu entsenden, die die christliche Botschaft in die Welt tragen und tatkräftige Hilfe bringen sollten. Die ersten zwölf – unter ihnen war nur ein Theologe – gingen nach Australien, wo sie für ihren Lebensunterhalt selbst zu sorgen hatten; auch das damals eine ungewöhnliche Entscheidung des Missionsgründers.

Nachhaltiger als in Australien oder in anderen Regionen – Goßner selbst entsandte 140 Missionare in Länder von Grönland bis zu den Chatam-Inseln – war die Arbeit in Indien: Hier wandten sich die Missionare der indigenen Bevölkerung zu, und hier entstand schon 1919 eine selbstständige lutherische Kirche mit Namen „Gossner Kirche“, die bis heute eine Kirche der Unterdrückten und der wichtigste Partner der Gossner Mission ist.

„Seit den Anfängen ist vieles in Bewegung“, fasst Ulrich Schöntube zusammen. „Bis heute aber sieht sich die Gossner Mission an der Seite der Armen; bis heute geht es um das Teilen des Glaubens und die Zuwendung zum Nächsten.“

Jutta Klimmt ist seit 2003 Presse- und Öffentlichkeitsreferentin der Gossner Mission in Berlin. Zuvor hat sie – nach dem Studium der Politik und Germanistik – zwölf Jahre als Redakteurin u.a. bei der „Rhein-Zeitung“ in Koblenz gearbeitet.



Jutta Klimmt

Epiphaniaspredigt*

Mission als Geschehen der Gottes-, Selbst- und Nächstenliebe

Von Margot Käßmann

Liebe Gemeinde,
wir haben eben die Geschichte zum Epiphaniastag gehört: Weise Männer aus fernen Landen kommen, um das Kind zu sehen. Ganz offen gestanden: Als junge Mutter hat mich dieser Text immer irritiert. Wenn du schon ein Kind unter solchen Umständen zur Welt bringen musst, ist Besuch von Fremden das letzte, was dir noch fehlt. Erst diese etwas heruntergekommenen Hirten und jetzt noch merkwürdige Gestalten aus dem Orient ...

Aber gut. Der Evangelist Matthäus will mit seiner Erzählung ja deutlich machen: Das Kind in der Krippe ist nicht wie jedes Kind. Dieses Kind ist Gott. Mit dieser Erkenntnis schließt sich der Weihnachtsfestkreis in den westlichen Kirchen. Früher wurde auch die Taufe Jesu gefeiert. Martin Luther legte Wert darauf, dass sie ebenso wie das Weinwunder Teil der Epiphanie sind, der Erscheinung des Kindes als Gottessohn.

Nun erzählt Matthäus gar nicht von DREI Königen und schon gar nicht von Caspar, Melchior und Balthasar. Aber im Laufe der Zeit hat sich die Erzählung so tradiert. Von den Dreien wird nun gar nicht erzählt, dass sie missionarisch waren. Sie kehren einfach zurück in ihr Heimatland. Nicht wie die Hirten bei Lukas, die „das Wort ausbreiten, das ihnen von diesem Kinde gesagt war“.

Trotzdem kann ein neuer Blick auf diese eigentümliche Begegnung zum Jubiläum

der Gossner Mission ertragreich sein, denke ich. Lassen Sie mich versuchen, drei Bögen zu spannen.

1. Fremde begegnen sich

Da machen sich Menschen auf den Weg, um anderen zu begegnen. Sie kennen sie nicht, sie wissen nicht, in welche Situation sie geraten. Die Kultur ist ihnen fremd. Sie sind aufgebrochen, weil sie eine Vision hatten, eine Hoffnung, die sie antrieb. Ungeheuerlich, sich so auf den Weg zu machen. Das ist etwas, was wir bis heute an Missionaren nur bewundern konnten, sie hatten – und haben – wahrhaftig eine Mission. Als ich einmal von Addis Abeba nach Tschallia in West-Äthiopien flog und die karge Landschaft unter mir sah, habe ich mich gefragt, wie sie das geschafft haben, zu Fuß, mit Wagen und manchmal tatsächlich auch noch ein Harmonium dabei. Nein, einem Stern sind sie nicht gefolgt, aber einem Auftrag, den sie bei Matthäus gelesen hatten: „Gehet hin in alle Welt ...“

Aber zurück nach Bethlehem. Die Eltern wird der Besuch eher verwirrt haben. Was wollen diese Menschen? Wie oft in der Missionsgeschichte gab es solche Begegnungen! Wie oft mögen Einheimische beim Anblick von Missionaren gedacht haben: Was wollt ihr hier, wer seid ihr, woher kommt ihr? Die Xukuru-Indianer im Nordosten Brasiliens, die Zulubevölkerung im Süden Afrikas, die Adivasi in Indien. Missionsgeschichte wird meist von denen geschrieben, die losgegangen sind, aufgebrochen in ein fremdes

Land. Es ist wichtig, auch die Geschichte derer zu hören und wahrzunehmen, bei denen sie ankamen. Bei einem kleinen Streitgespräch in Australien, wohin Johannes Gossner ja die ersten Missionare schickte, sagte ein Vertreter der Aborigines empört: „Ja glauben Sie, Gott hat gewartet, bis Captain Cook australischen Boden betrat, bevor er seinen Geist hierher schickte?“ Er verteidigte damit die Praxis seiner Gemeinde, auch Elemente des Geisterkultes der Ureinwohner in die Gottesdienstliturgie aufzunehmen.

Fremde begegnen sich also. Und diese Begegnung hat etwas tief Anrührendes. Die Weisen knien nieder. Sie erweisen diesem Kind Respekt. Sie respektieren die Menschen, auf die sie treffen, und die Kultur. Sie urteilen nicht, ob das nun ein angemessener Ort für ein Kind sei. Sie fragen sich auch nicht, ob nicht alles falsch ist, was sie sich gedacht haben. Vielmehr spüren sie, dass ihre Sehnsucht ihr Ziel erreicht hat. Und da stehen oder sitzen sie, andächtig, Worte sind nicht überliefert. Die Erfahrung des Göttlichen hat sie zum Glauben gebracht daran, dass Gott sich in die menschliche Wirklichkeit gibt.

Gerade auch so findet ja Mission statt, ohne Worte. Mich hat das als Grundhaltung der Mission immer am meisten überzeugt: „Lebe so, dass andere dich fragen, warum du so lebst.“ Mission durch Begegnung, mit Respekt vor dem Fremden, das ist eine gut biblische Haltung. Aber dass Gott wundersam wirken kann, anders, als Menschen es sich vorstellen, in Freiheit, ohne Gesetz und Zwang: Das musste gelernt werden in der Missionsgeschichte.

2. Menschen am Rande rücken ins Zentrum

Es gibt ja einen inzwischen verbreiteten Witz: Wären die Heiligen Drei Könige Frau-

en gewesen, hätte das Ganze praktischer ausgesehen. Sie hätten den Stall sauber gemacht, eine Suppe gekocht und irgendwie sinnvollere Geschenke mitgebracht als Gold, Weihrauch und Myrrhe.

Wenn wir die Geschichte jener Begegnung im Stall wahrnehmen, ist ja erstaunlich, wie sich Arm und Reich begegnen. Könige mit Gold und großartigen Gewändern, und ein bettelarmes Paar, dessen Kind in einem Futtertrog liegt – extremer können Gegensätze kaum sein. Und doch rücken die Randfiguren ins Zentrum, der Glanz in allen Krippendarstellungen liegt auf dem Kind. Und diejenigen, die scheinbar alles haben, erkennen beim Anblick des Kindes, dass sie auf ganz andere Weise arm sind.

Für mich ist das im christlichen Glauben immer wieder von entscheidender Bedeutung: Gott ist kein Held mit Gold und Glanz. Gott, der uns nahe kommt, uns erscheint, ist ein Säugling ohne Wiege, Mensch ohne Macht, ein Sterbender am Kreuz. Gerade das aber hat die Leidenden der Erde immer wieder aufgerichtet. Weil Gott Armut kennt, muss ich mich meiner Armut nicht schämen. Weil Gott gelitten hat, kann ich mich im Leiden Gott anvertrauen. Und so hat die gute Nachricht von der Liebe und Zuwendung Gottes gerade immer wieder die Armen und Leidenden erreicht und aufgerichtet. Weil Gott sie ansieht, werden sie zur angesehenen Person.

Im Fall der Anbetungsszene, die Matthäus erzählt, bleibt Maria eine Randfigur des Geschehens. Und das war oft auch in der Missionsgeschichte so: Frauen waren stets die Randfiguren. Und doch diejenigen, die am meisten ertragen mussten. Ich erinnere mich an einen Besuch als Vorsitzende des Hermannsburger Missionsausschusses in Hermannsburg/Südafrika. Die Vorstellung von Louis Harms war, dass die Missionare in einem Haus alle zusammen leben sollten.

Ein solches Haus wurde in Südafrika auch gebaut, und es sind noch die Zimmer zu sehen, in denen je eine kleine Familie wohnte. Kurzum: lange ging es nicht gut. Die Bilder in diesem Haus haben mich lange begleitet. Da sind Frauen in großen schwarzen Kleidern mit vielen Unterröcken und Haube, die neben Afrikanerinnen mit freiem Oberkörper stehen. Was für ein Kulturschock! Was heißt es, ein Kind unter diesen Bedingungen zur Welt zu bringen, weit weg von der vertrauten Lüneburger Heide! Welch ein Druck, in einer Wohngemeinschaft mit so vielen Anderen zu leben! Welche Heimatlosigkeit in der Fremde – denn Louis Harms hatte gesagt, zurückkehren sollte niemand. Oh ja, Missionarsfrauen hatten ein schweres Schicksal!

Und ebenso die Frauen, denen sie begegneten. Gerade in Indien stehen Frauen am untersten Ende der Gesellschaft. Rechtlosigkeit ist vielfach ihr Schicksal. Aber wie die ersten Frauen am leeren Grab und in den ersten christlichen Gemeinden, hören sie die Botschaft der Freiheit und der Gleichheit vor Gott. Den Apostel Paulus hat das ja durchaus irritiert, das wissen wir aus dem ersten Korintherbrief nur zu gut. Aber immer wieder gab es diesen Klang: Du bist nicht weniger wert als andere. Maria spielt eine zentrale Rolle, auch wenn die Aufmerksamkeit dem Kind gilt. Die am Rande nehmen alles wahr, das ist entscheidend in der Mission. Denn sie sind es meist, die die Botschaft weiter tragen, die so genannten kleinen Leute, die ihr Leben wirklich Gott anvertrauen, weil sie auf gar nichts anderes setzen können. Mission geschieht nicht mit Macht und Gewalt von oben herab. Ihre Saat geht immer dort auf, wo Menschen ihre Häupter erheben, weil sie spüren, Gott spricht ihnen Würde zu.

Das hat das Kind aus der Krippe später als Mann praktiziert. Er setzte sich an den

Tisch mit dem Zöllner, ließ sich berühren von der blutflüssigen Frau, sprach mit der Frau aus Samaria auf Augenhöhe. Mission meint gerade nicht Abgrenzung, sondern Öffnung, Hinschauen, Aufmerksamkeit für die Menschen am Rande.

3. Teilen und Solidarität sind Teil von Begegnung

Neben dem Niederknien aus Respekt und der Aufmerksamkeit für die Menschen am Rande zeichnen sich die Weisen noch durch zwei Gesten aus: Sie bringen Geschenke, und sie kehren nicht zu Herodes zurück.

Gold, Weihrauch und Myrrhe sind Zeichen des Teilens und der Anerkennung. Es sind keine Almosen von oben herab gegeben, „ein bisschen was“. Das sind großzügige Gesten, die dem anderen eigenständiges Handeln ermöglichen. Mission wird nie stehen bleiben können beim Bibellesen. Wer die Bibel liest, kann die Ungerechtigkeit der Welt nicht ignorieren. Bei Lukas singt die Mutter des Kindes, dass die Gewaltigen vom Thron gestoßen werden und die Niedrigen erhoben. Jesus selbst wird sagen, dass wir ihm begegnen, wann immer wir Hungernde speisen, Gefangene besuchen, Fremde aufnehmen. Nur wer das ignoriert, kann behaupten, Theologie und Kirche dürften nicht politisch sein. Glaube trägt immer die vorrangige Option für die Armen im Gepäck, von der die Befreiungstheologie sprach. Sie ist entstanden in den Ländern des Südens, in die Missionare aus Europa kamen, als Zeichen dafür, dass die gute Nachricht sehr wohl verstanden wurde.

Als ich in Südindien bei der Wiedereinweihung eines durch den Tsunami zerstörten Dorfes dabei war, sagte der Vertreter des Ortes: Wir können kaum verstehen, warum ihr in Deutschland euch für uns

hier in Indien interessiert. Eine Frage, die ein guter Ansatzpunkt ist für ein Gespräch über den Glauben, über Gott und die Welt.

Aber wir wissen längst, dass Mission keine Einbahnstraße ist nach dem Motto: „Wir teilen großzügig Wort und Reichtum mit den Armen in den Ländern des Südens.“ Nein, dort ist eine ganz eigene Theologie entstanden, und die Gossner Kirche in Indien ist ein gutes Zeichen für Inkulturation. Unsere Frage im eigenen Land ist, wie wir hier klar und deutlich für Gerechtigkeit eintreten. Auch da zeigt die Gossner Mission wichtige Ansätze. Mission im eigenen Land meint Weitergabe des Evangeliums und Engagement für Menschen am Rande der Gesellschaft zugleich. Wer an der Krippe des Kindes kniet, spürt in sich die Sehnsucht nach Gerechtigkeit. Solche Sehnsucht vereint die Könige mit den Hirten, die Ureinwohner in Indien mit den Ureinwohnern in Deutschland. Es ist die vereinte Sehnsucht nach gelingendem Leben, nach Sinn, nach Gottvertrauen und Geborgenheit.

Zum anderen meiden die Weisen Herodes. Offenbar ahnen sie, dass er nichts Gutes im Sinn hat, im Traum haben sie das gespürt. Sie solidarisieren sich also nicht mit dem Mächtigen, der sie umschmeichelt hat, als sie ihn trafen und fragten. Wie groß aber ist diese Versuchung immer wieder – auch in der Kirche! Und übrigens nicht nur in West- und Osteuropa, sondern sehr wohl auch in Afrika, Asien, Lateinamerika. Macht macht verführbar, und der Glanz der Macht ist anziehend. Wer ihm allerdings verfällt, verliert die Freiheit zum kritischen Blick, findet sich allzu leicht ab mit ungerechten Verhältnissen, verliert den Mut zum offenen, ja prophetischen Wort.

Den Weisen bei Matthäus geht es um Solidarität mit den Schwachen und Schutz für das Kind. Gerade bei der kontinuierlichen Gossner Missionsarbeit ab 1845 bei

den Adivasi im Nordosten Indiens haben sich die Missionare von Anfang an nicht auf Verkündigung und Unterweisung allein beschränkt, sondern sie traten entschieden auch für die Rechte der indigenen Völker ein. Solches Eintreten bringt Konfrontation mit sich. Es zeichnet die Gossner Mission aus, dass sie diese Konfrontation nicht gescheut hat und auch ganz klar dafür Sorge trug, dass eine eigene Kirche vor Ort wachsen konnte, Pastoren nicht von außen kommen, sondern von den Adivasi selbst. So konnte eine eigenständige Kirche wachsen.

Wenn wir auf die Szene damals in Bethlehem schauen, sehen wir also eine Begegnung mit Respekt. Eine Begegnung mit Aufmerksamkeit für die Menschen am Rande der Gesellschaft, am Rande des Geschehens. Und eine Begegnung, die Teilen und Solidarität einschließt. In solchen Begegnungen wird Gottes Liebe erkennbar. Da wird Gott die Ehre gegeben, das Eigene gesehen und der Nächste geliebt. So wird das höchste Gebot der Gottes-, Selbst- und Nächstenliebe lebendig mitten unter Menschen. Und so geschieht Mission. Bis heute. Amen.

** Predigt über Matth. 2, 1–12 zum 125jährigen Bestehen der Gossner Kirche am 6.1.2011 in der Marienkirche, Berlin*

*Margot Käßmann
03.06.1958 geboren in Marburg/
Lahn, vier Töchter
(Sarah 1982,
Hanna und Lea
1986, Esther 1991)
Dissertation zum
Thema „Armut und
Reichtum als An-
frage an die Einheit*



Margot Käßmann

*der Kirche“, seit 04.09.1999 Landesbischöfin
der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers, seit
2009 Vorsitzende des Rats der EKD, Rücktritt*

*von beiden Ämtern am 24.02.2010, seitdem
Pastorin der Landeskirche Hannovers, zurzeit
Gastprofessorin in Bochum.*

Alltag beim Herforder Mittagstisch

Von Ingrid Hufnagel

Zugegeben, es geschieht nicht jeden Tag so vielerlei wie heute. Manchmal kommt eben alles zusammen. Und doch ist es ein „fast“ normaler Tag – mit unterschiedlichen Begegnungen, Bedürfnissen und Wünschen, mit viel Bereitschaft, Zusammenhalt und Austausch.

Anruf einer Mitarbeiterin: Es tut mir leid. Ich kann morgen nicht kommen. Mich hat es bös' erwischt, und ausgerechnet jetzt ist Frau C. in Urlaub. Zu zweit ist die Essensausgabe möglich, aber sehr anstrengend. Deshalb frage ich die Mitarbeitenden, die an diesem Tag da sind, ob von ihnen jemand einspringen kann. Leider nicht. Am Kaffeewagen des Tagesaufenthalts treffe ich Frau G. Sie kommt selten zum Essen, aber wir begegnen uns vormittags. Wir reden zusammen, erkundigen uns nach dem gegenseitigen Ergehen. Sie bietet ihre Hilfe an. Wir arbeiten morgen zu dritt, das erleichtert vieles.

Anfrage von der Tafel: Wir haben jede Menge Joghurt. Besteht Interesse? Joghurt ist sehr beliebt bei unseren Gästen, und so nehmen wir gerne 2–3 Kisten. Die müssen aber erst abgeholt werden. Die Hauptarbeit ist getan, das Essen steht im Dämpfer, die Mitarbeiterin bietet sich an, die Kisten abzuholen. Wir haben also überraschend für alle Nachtisch für zwei Tage.

In der Zwischenzeit erreicht mich das Angebot einer Firma aus Löhne, einige Kartons Schaumküsse abzuholen. Heute

Nachmittag werde ich Frau H. anrufen. Sie wohnt in der Nähe und übernimmt diesen Dienst dann.

Frau B. steht vor dem Küchenfenster und signalisiert, dass sie Hilfe braucht beim Tragen. Sie hat Kuchen für uns gebacken. Während ich einen Teil davon einfriere, holt sie sich ihre Platten aus dem Schrank. Das dauert nur wenige Minuten, doch gelingt es uns immer, die wichtigsten Erlebnisse und Meinungen auszutauschen. Ihr Kommen ist wie eine Windbö – wirbelig und erfrischend.

Heute gibt es „Auswahl“: ein „Reste-Essen“ wird zubereitet, und alle können für sich entscheiden, was sie essen möchten. Die Zusammenstellungen auf den Tellern sind hin und wieder gewöhnungsbedürftig. Alles ist vorbereitet. Die Ausgabe kann beginnen. Ich öffne die Tür. Direkt davor stehen zwei Männer mit recht grimmiger Miene. Mit einem humorvollen Wort lässt sich daran vielleicht etwas ändern. So begrüße ich alle mit dem Satz: „Heute kostet das Essen neben dem Euro noch ein Lächeln.“ Es funktioniert – die Mundwinkel zeigen nach oben.

In den nächsten zwanzig Minuten gibt es alle Hände voll zu tun. Wunschesen auffüllen, nachfüllen, Kaffee bzw. Tee eingießen, Joghurt und Kuchen anbieten. Plötzlich ist der Raum schon halb leer. Aber sie waren da. Teller, Gläser, Becher, Besteck geben Zeugnis davon.

Frau N. spricht mich an. Sie hätte gerne einen Zwanzig-Euro-Schein gewechselt.

Frau A. kommt und lässt mich wissen, dass sie eine Halsentzündung hat und nicht essen kann. Ob ich Kamillentee hätte, sie möchte sich zu Hause Tee kochen. Sie bekommt einige Beutel Kamillentee. Heute sitzt Herr B. an einem der Tische. Er isst selten bei uns. Nach einigen Flaschen Bier am Morgen ist der Magen gefüllt. Vor einigen Tagen bat er um einen Gesprächstermin. Es ist ihm sehr wichtig. Er möchte etwas loswerden. Doch zuerst erkundigt er sich, ob das, was er sagt, unter uns bleibt. Heute nun legen wir den Termin fest.

Herr F. spricht mich an und erzählt von seiner Frau. Sie ist in der Rehabilitation. Am Telefon war sie völlig aufgelöst. Ihre Betreuerin bittet ihn, seine Frau diese Woche noch zu besuchen. Das bedeutet zusätzliche Kosten, für die er nicht mehr genug Geld hat. Ich biete ihm meine Monatskarte an, dann kann er für den halben Preis fahren.

Während wir noch miteinander reden, hockt sich Herr K. neben uns und bittet um etwas von meiner Zeit. Wir kennen uns schon lange. Vor etwa vier Jahren leistete er Sozialstunden bei uns ab. Irgendwann bauten er und Frau S. eine Beziehung auf. Freud und Leid wechselten rasch und häufig. Was ihn in dieser Zeit hält, ist der Ein-Euro-Job bei der Recyclingbörse. Die Arbeit macht ihm Spaß. Der Tag ist ausgefüllt. Nach anderthalb Jahren muss er die Stelle einem anderen überlassen. So funktioniert das System. Er muss für einige Monate zurück in die Arbeitslosigkeit. Etwa zur selben Zeit endet die Beziehung. Er „säuft“, so sagt er selbst. Heute nun der Besuch beim Zahnarzt. Er will die fehlenden Zähne ersetzt haben. Es werden drei weitere gezogen und eine Zyste geöffnet. Der Zahnarzt verschreibt ein Rezept – es sei kostenfrei.

In der Apotheke kostet das Rezept aber 5 Euro. Die hat er nicht. So spült er den Mund mit Alkohol und schluckt einen Teil davon hinunter. In der Straße, in der er wohnt, werden die Häuser renoviert. Alle müssen ausziehen, manche können zurück in das „Neue“. Er nicht. Er bekommt eine andere Wohnung in einer „schlechteren“ Wohngegend. Er hält die ganze Zeit meine Hand. Er braucht eine Hand, die er halten – an der er sich festhalten kann.

Ein „fast“ normaler Tag – Alltag eben beim Mittagstisch.

Herforder Mittagstisch e. V.
Eine Initiative der ev.-ref.
Petrigemeinde Wilhelms-
platz 4, 32052 Herford



Mittagstisch:

Montag bis Mittwoch und Freitag von
12.30–13.30 Uhr, Donnerstag von
12.30–14.00 Uhr, Samstag von 12.00–14.00
Uhr

in der Hermannstr. 16 in Herford

Kleiderstube:

Mittwoch von 09.30–10.30 Uhr, Samstag
von 13.00–14.00 Uhr

Spielangebot für Mütter und Kinder:

Donnerstag von 14.00–16.00 Uhr

Ansprechpartnerin vor Ort:

Schwester Ingrid Hufnagel

Tel.: 0 52 21 / 277 874

Fax: 0 52 21 / 277 876

herforder.mittagstisch@teleos-web.de

www.herforder-mittagstisch.de

Vorstand:

Johanna Beitmann-Spanier, Ingeborg Graf,
Kornelia Scheffczyk

Schwester Ingrid Hufnagel wurde am 14.4.1951 in Heidelberg-Handschuhsheim geboren und wuchs mit vier Geschwistern dort auf. 15 und 16 Jahre alt, wurde sie in Hauswirtschaft ausgebildet und absolvierte ein Praktikum im Kindergarten. 1968–1973 arbeitete sie in Speyer als Kinderkrankenschwester, dann zwei Jahre als Speyerer Verbandsschwester im Kinderkrankenhaus Bethel. Wegen ihrer Probleme mit Allergien folgte sie einem Ruf in die Diakonie, wurde 1975 im Mutterhaus Sarepta/ Bethel eingeführt und lernte alle Bereiche dort kennen. Nach der Fachoberschulreife besuchte sie die Fachschule für Sozialpädagogik im Diakonissenhaus Frankfurt. Nach dem Fachabitur wurde sie 1982 zur Diakonisse in Bethel eingeseget. Sie betreute dann Kleinkinder ebenso wie Schulkinder in einer Kindertagesstätte.

1985–1996 war sie im „Feierabendbereich“ tätig, auch als Stationsleiterin auf der Pflegestation. Während eines Pädagogikstudiums schrieb sie eine Diplomarbeit zur christlichen Sozialisation von Diakonissen. Ein Jahr widmete sie sich der Erwachsenenbildung von Patientinnen und Patienten in Bethel. 2003 begann ihr Dienst beim Herforder Mittagstisch, einer Initiative der reformierten Petrigemeinde Herford. Dort predigte sie auch sonntags. Im Haus der Stille, Bethel, leitete sie viele Jahre Freizeiten über Spiritualität und hielt in Frauengruppen Refe-



Ingrid Hufnagel

„Lasst uns Frieden schaffen“

Von Karl Christoph Köllner

Dieser Aufforderung von Fredi Lukes stimme ich aus vollem Herzen zu. Von meiner Seite noch einige Randbemerkungen zu Begegnungen am 5. Februar 2011: Vom Freitag bis zum Sonntag (4.–6.2.) gab es in München unterstützende Begleitveranstaltungen des Aktionsbündnisses, von Podiumsdiskussionen bis zu Workshops. Ich selbst konnte aus Erfahrungen der Friedensarbeit des engagierten Friedensjournalismus von Ute Wagner-Oswald lernen: Durch die Darstellung der emotionalen Erlebnisswelt von Menschen in Afghanistan werden hier die ureigenen Grundwerte dieser reichen Kultur akzeptiert und nicht durch unsere Sichtweise interpretiert. Da erlebte ich auf andere Weise

eine Dokumentation des Verbrechens dieses Krieges.

So war auch die Demo am Samstag geprägt von unterschiedlichen Menschen aller Generationen, die auch noch weitere aktuelle Konflikte darstellten, die sich gemeinsam auf den Weg machten und einander begegneten. Viele Einzelkontakte waren für mich ein großartiger Gewinn, besonders das Treffen mit Fredi. Wen mag es wundern, dass wir als Religiöse Sozialisten an diesem Nachmittag unsere tiefgehende Verständigung gemeinsamer Ziele eines gerechten Friedens gefunden hatten und uns hierbei gegenseitig stärkten.

Alles in allem entdeckte ich auf dem Marienplatz in München durch die Berührung mit Personen und ganzen Gruppen, die eine uns gemeinsame Identität und damit

auch eine tiefe Ver-Bindung, wodurch alle ethnischen und kulturell-religiösen Unterschiede im Idealfall sich ergänzen können in dieser gemeinsamen Sehnsucht nach Frieden. Deshalb noch einmal: Lasst uns Frieden schaffen!

Karl Christoph Köllner, geb. 5.3. 1948, ist Diakon i.R., hat zwei Söhne, drei Enkelkinder, ist aktiv in der Betreuung von Flüchtlingen, in der

Seelsorge, beim BRSD, in der "Ökumenischen Initiative Reich-Gottes-Jetzt" und in der „Arbeitsgemeinschaft Christinnen und Christen bei der LINKEN“.



Karl Christoph Köllner

Den Schlachthof der Geschichte verlassen, soldatische Macht nur für die UNO*

Von Eugen Drewermann

Liebe Freundinnen und Freunde des Friedens, liebe Bürgerinnen und Bürger!

Wir stehen hier auf dem Marienplatz in München, weil im Reichstag in Berlin und im Bayerischen Hof Volksvertreter sitzen, die das Volk nicht vertreten, indem sie ihr Plädoyer für den Krieg abgeben, während 70 % des deutschen Volkes nach zehn Jahren des Mordens kein anderes Votum haben, als „Raus aus Afghanistan“. Das ist es, was wir heute Nachmittag den Herren Wolfgang Ischinger und Co. Von der Münchener „Sicherheitskonferenz“ zu sagen haben: „Raus aus Afghanistan, raus aus der NATO, Schluss mit dem neokolonialen Imperialismus und endlich ein Anfang mit wirklicher Friedenspolitik.“ Der Krieg in Afghanistan hat begonnen mit einer Lüge, und er wird fortgeführt mit einer Lüge. Angeblich war er nötig in unbedingter Solidarität mit den Vereinigten Staaten von Amerika als Antwort auf den 11. September 2001. Jeder weiß, dass die Sicherheit Europas oder Amerikas nicht von den Afghanen bedroht ist. Seit mehr als 2.000 Jahren ist von diesem Gelände kein

Krieg in irgendeiner Richtung ausgegangen. Stattdessen aber hat Afghanistan seit dem 19. Jahrhundert 5 Kriege durch europäische Mächte erlebt, drei durch die Briten, einer durch die Sowjetunion – angeheizt von den Amerikanern, von Zbigniew Brzezinski beraten – und nun höchstpersönlich durch die Amerikaner selber. Um die Sowjets zu vertreiben, baute man die Gotteskrieger von Al-Quaida auf, inthronisierte man die Taliban. Und sie wären heute noch die Verbündeten der US-Amerikaner, hätten sie im Juli 2001 bei der Konferenz in Bonn dem Plan zum Bau von zwei Pipelines durch Afghanistan zugestimmt. Das haben sie nicht. Sie haben die schlimmste aller Sünden begangen, sich zu wehren gegenüber dem Industriekapital und der Erdölgrube von „God's own Country“. Tatsächlich hat schon Bundeskanzler Schröder damit angefangen, und der baronesque „Kriegsminister“ K. Th. zu Guttenberg (,Verteidigungsminister“ K. Th. zu Guttenberg ist am 1.3.2011 wegen seiner Plagiats-Affäre zurückgetreten, *die Redaktion*) ist nach vieler Lügelei in diesem Punkte plötzlich ehrlich. Sicherheit bedeutet nicht mehr Schutz der deutschen Bürger im In- und Ausland, Sicherheit bedeutet Schutz

unserer Finanz- und Wirtschaftsinteressen. Dafür zu morden, dafür zu sterben, ist aber unwürdig eines jeden Menschen. Der verlogene begründete Krieg wird verlogen weitergeführt. Immer noch wird sogar im Bundestag erzählt, dass wir ja doch dabei sind, Brücken zu bauen, Brunnen zu bauen, Krankenhäuser zu bauen, Schulen zu bauen. Bitte schön – das könnten wir. Und täten wir seit zehn Jahren nur dies, Afghanistan wäre ein Paradies des Friedens. Alle Hilfsorganisationen erklären, dass sie gerne weitermachen würden, aber – ohne Militär. Es ist nicht möglich, nach der vernetzten Strategie von Bundeskanzlerin Merkel, Krieg und Frieden gleichermaßen zu haben. Das ist soviel, wie Senf vermischt mit Pudding. Beides zusammen ist zum Kotzen, und das ist die Politik, die wir jetzt haben.

Rechnen Sie's nur simpel vor! 300 Milliarden Dollar ist in zehn Jahren alleine der US-Regierung der Krieg in Afghanistan wert gewesen. Rechnen Sie es um auf ca. 15 Mio. afghanische Einwohner! Was könnte diesen Menschen an Gutem geschehen sein, hätten wir nur den verdammten Krieg vermieden und nicht die Menschlichkeit nur zum Vorwand der Inhumanität genommen! Hätten wir getan, was wir zu tun vorgeben – in Ehrlichkeit und Wahrheit! Dass das nicht möglich war, ist der Verrat.

Es wird erklärt, dass wir nicht raus könnten aus Afghanistan, ohne noch einmal richtig rein zu gehen nach Afghanistan – so, wie US-Präsident Richard Nixon noch einmal bei der Weihnachtsoffensive 1972 richtig nach Vietnam rein ging, um endlich daraus zu verschwinden. Wir hätten Verantwortung, dass Afghanistan nicht in einem Bürgerkrieg zerfällt. Aber wir sind längst keine schlichtende Partei mehr, weil wir selbst Partei geworden sind. Selbst Herrn Ischinger hörte ich sagen, dass Frieden in Afghanistan vermittelt werden müsste. Das kann nicht ge-

schehen durch Deutsche und US-Amerikaner – sie sind Kriegspartei. Vermitteln aber könnten beispielsweise die Chinesen – ein Alptraum der amerikanischen Außenpolitik. Denn dies ist die Wahrheit: der Krieg in Af-



Eugen Drewermann während seiner Rede in München

ghanistan wird geführt für die beiden Erdölpipelines und um den Fuß in die Tür zwischen Indien und China zu bekommen, reinweg aus geostrategischen Gründen. Weltmachansprüche verdienen aber nicht den fortgesetzten Mord von Menschen. Allenfalls diplomatisch mag man sich beliebt machen, zum Beispiel in Pakistan. US-Außenministerin Clinton hier im bayerischen Hof hat aber nichts weiter zu erklären, als dass man in Pakistan im Swat-Tal weiter Krieg führen muss gegen Al-Quaida. Nicht einmal 2 Milliarden Dollar waren möglich, um die riesigen Flutopfer der Indus-Überschwemmung aufzufangen, aber 300 Milliarden für Krieg im Nachbarland. Bei solchen Proportionen macht man sich nicht beliebt, sondern verhasst – und das mit Grund bei jedem Fühlenden. Wir haben da nichts zu suchen – das ist die Wahrheit.

Also sagen wir: „Raus aus Afghanistan – heute eher, denn morgen.“ Denn es ist zu spät, wenn wir es morgen tun. Jeder Tag länger kostet Menschenleben. Will man allen Ernstes sagen: „Wenn es denn soweit ist

und die Umstände es erlauben“ – Originalzitat, sogar von Herrn Guttenberg – dann werden wir abziehen? Mag sein, dass im Jahre 2014 irgendwann ein Abzugstermin dämmert. Aber wollen wir über dem blutbeschmierten Teppich von Tausenden von Menschenleichen am Ende so tun, wie wenn wir einen ungewinnbaren Krieg denn doch gewonnen hätten? Dieser Krieg ist ein Verbrechen, und er ist nicht zu gewinnen. Das ist die Wahrheit.

Inzwischen überstrapaziert man sogar die bestens ausgebildeten und ausgerüsteten Soldaten. Die US-Armee leidet an den Kriegen in Afghanistan und im Irak, inzwischen hat sie mehr als 200.000 GI's leidend an post-traumatischem „stress-disorder“. Sie laufen aus dem Ruder, sie sitzen zu Hause, und sie geben die Planquadratangaben an die US-Airforce weiter zum Bombardement auf ihre eigenen Stellungen. Das ist der Kochtopf ihrer Hausfrauen. Sie leben in einer permanenten Paranoia. Sie sind gefährlich für ihre Umgebung. Sie wissen nicht mehr, was sie tun, und sie brauchen dringend psychiatrische Hilfe. Weil das so ist, geht man über zum Massenmord in rein technisierter Form. US-Präsident Barak Obama hat den Krieg der Predator-Drohnen endlos ausgedehnt. Und dann belügt man uns, indem man erläutert, dass bei Kundus vielleicht ein Unfall, irgend ein Fehler bei der Nachrichteninformation geschehen sei. Was K. Th. zu Guttenberg bis heute leugnet, steckt wahrscheinlich dahinter. Die Bundeswehr ist in Afghanistan längst dabei, zu tun, was die Amerikaner seit langem machen: gezieltes Töten. Und Kundus war wahrscheinlich deshalb „angemessen“ – in der Sprache von Herrn Guttenberg – weil es um die Neutralisierung von Abdel Rahman ging, einem hoch gestellten Talibanführer. Dann war es angemessen: 140 Tote nebenher, „collateral damage“. Wer sich an diese Denkungsart gewöhnt, hat aufgehört, sich wie ein Mensch zu verhalten, Herr Gut-

tenberg! Und er sollte nicht so tun, als wenn er Humanität verteidigt.

Nächst dem „Raus aus Afghanistan“, sagen wir „Raus aus der NATO“. Sie hat genauso begonnen mit einer Lüge, nämlich, dass es nötig wäre, die Bundesrepublik-West zu verteidigen gegen den Sowjetimperialismus. Deutschland unter Bundeskanzler Adenauer hätte genauso neutral bleiben können, wie die Österreicher. Aber die Amerikaner wollten ein Aufmarschgebiet gegen den Ostblock, möglichst bis dicht an seine Westgrenze. Und das hatten wir mitzumachen, indem wir stramm standen. Aber man erzählte den Soldaten, wir würden all das Grauenhafte im Krieg nur lernen müssen, um es zu verhindern. Wären wir grässlich und abschreckend genug, würde niemand wagen, uns anzugreifen. Es war eine Zeit, als wir uns Regierungsbeamte hielten vom Formate des US-Präsidenten Harry Truman, der in seinem Tagebuch nachrechnete, wie viele Atombomben man braucht, um die Sowjetunion auszuschalten: zwei auf Petersburg, drei auf Moskau, vier auf Wladiwostok, fünf auf Magnitogorsk, und so weiter. Leute, die mit dem Atomkrieg Siege vorbereiten, haben einen „Sprung in der Schüssel“. Sie sind keine Demokraten, sie sind potenzielle Massenmörder.

Und ihre Macht hat noch lange nicht aufgehört. Selbst gegen den Wunsch von Außenminister Westerwelle sind wir außerstande, die restlichen zwanzig Atomwaffen hier von Deutschland endlich zu entfernen. Wir haben sogar bei den Trägerwaffen zu funktionieren, damit sie einsatzbereit bleiben. Und US-Außenministerin Clinton soll nicht so tun, als wären die Start-Verträge ein Fortschritt in Sachen Frieden. Wir hätten bei dem moralischen Splitting „Wir werden Soldaten, um niemals Soldaten sein zu müssen“ spätestens 1989 eine glänzende Chance gehabt, den ganzen Spuk zu beenden. Es war das dritte Mal, dass ein Russe den Westdeutschen vor-

schlug, zum Preis für die Wiedervereinigung aus der NATO auszutreten und mit dem Zusammenbrechen des Warschauer Paktes gleichermaßen die Aufrüstung der NATO zu beenden.

Stellen Sie sich vor, wir hätten seit 1989 einen entmilitarisierten Korridor vom Ural bis zum Atlantik. Wir hätten gewaltige Summen für Rüstung in Forschung und Wissenschaft, in Wirtschaft und Menschlichkeit frei für die Bekämpfung der wirklichen Ursachen der Kriege. Wenn Ihr im Bayerischen Hof schon nicht auf uns hört, dann hört zumindest auf Euch selber, zum Beispiel auf Herrn Ban Ki-Moon. Der hat heute Morgen genau das gesagt: wir sollten uns kümmern um die Gründe der Kriege: Ungerechtigkeit und Hunger. Welche Möglichkeiten hätten wir außerhalb der NATO, genau das zu tun, was der UNO-Generalsekretär wünscht und will. Das sollte man hören in der Höhle von Herrn Ischinger.

Inzwischen stehen die uns Regierenden vor dem Dilemma, wo sie denn noch die Truppen her kriegen sollen, wenn immer mehr Leute lieber Zivildienst leisten wollen, als in Uniform Paraden abzunehmen. Also brauchen sie jetzt eine Berufsarmee. Unter dem Schwindel, alles würde billiger, wird natürlich alles teurer. Aber, Herr Guttenberg, das sagen wir Ihnen heute schon: so wie ich als Vegetarier dagegen bin, dass an der Peripherie jeder Großstadt Schlachthäuser stehen, so bin ich als Pazifist dagegen, dass an der Peripherie unserer Gesellschaft „Berufsschlächter“ stehen im Alter von Zwanzigjährigen. Dies ist mit uns nicht zu machen, so schützt man nicht den Frieden.

Eben deshalb aber wenden wir uns vor allem an die Jugendlichen, die man verführen wird. Mit dem ganzen Aufgebot der Massenmedien, der Springer-Presse, der Bertelsmann-Stiftung, Ischingers und Co's, die alle die Partitur spielen „Wir müssen Helden sein“. Sie

werden in die Schulen kommen zu den 18-jährigen, in die Universitäten zu den 20-jährigen und ihnen erläutern, dass sie einmal für 1.000 bis 1.500 Euro Prämie pro Monat verdienstvoll tätig sein könnten für das Vaterland. Ihr werdet nicht verdienstvoll für das Vaterland sein, man macht euch zu bezahlten „Auftragsmördern“. Das ist, was man will, und dem solltet ihr euch verweigern.

Eben deshalb sagen wir: Schluss mit dem gesamten neokolonialen Militarismus! Wir sagen es nicht allein aus politischen Gründen, sondern mehr noch aus humanen und psychologischen Gründen. Die Ausrede kann nach zwei verlorenen Weltkriegen nicht länger sein, dass wir nicht gewusst hätten, was es bedeutet, Soldat zu sein. Anhand des Massakers zum Beispiel in My Lai in den 1970er Jahren beschrieb Stanley Millgram in seinem Buch „Über den Versuch Abraham“, wie man beim Aufbau des Militärs buchstäblich eine Parallelgesellschaft erzieht. Nichts, was im bürgerlichen Leben Achtung hat, darf noch in Uniform und mit dem Stahlhelm über dem Kopf länger respektiert werden bei einem, der einmal hat selbständig denken können. Ab jetzt gilt die Unvernunft, „im Gleichschritt marsch“, „die Augen links“, alles zu uniformieren in sinnlosen Befehlen, nur damit die normale Kette menschlicher Einflussnahme ausgeschaltet wird. 1929 schrieb das Erich Maria Remarque bereits: „Wir haben nicht gedacht, dass sechs Wochen genügen würden, uns alles, was menschlich war in der Lektüre des Abendlandes von Platon bis Schopenhauer, abzugewöhnen, damit wir gehorsam würden einem ehemaligen Briefträger, nur weil er die richtigen Epauletten auf der Schulter hat. Wir waren vorbereitet, Helden zu werden, aber nicht, Zirkusperle.“ Genau das werdet ihr beim Militär. „Befehl ist Befehl“, das wird man euch sagen. Und es gibt auf der ganzen Welt kein Militär, in dem man lernt, einen Befehl zu verweigern.

Was eigentlich munkelt man, was Furchtbares auf der „Gorch Fock“ geschehen ist? Wie stellt man sich denn Kriegsausbildung vor, außer dass man die normalen Gefühle abschaltet, außer dass man „rein hält“, wo man „rein halten“ soll, außer dass man tötet, was als Tötungsziel gerade ausgegeben wird, und dies mitleidlos. Es darf sich nicht mehr rückkoppeln über die Augen ins Gehirn. Es ist richtig, weil irgendeine Auftrag gebende Instanz es gesagt hat. Im Nürnberger Prozess war dies genau die Erklärung aller NAZI-Granden. Die Amerikaner heute könnten wissen, wie verbrecherisch es ist, mit dieser Ausrede durch Leben kommen zu wollen.

Aber nehmen Sie nur das Beispiel eines „american heroe“. 1995, zum 50. Jahrestag des Bombenabwurfes über Hiroshima und Nagasaki, befragte man den Bomber-Piloten und Brigadegeneral Charles Sweeney, was in all den Jahrzehnten in ihm vorgegangen wäre. Er war damals noch nicht einmal 25 Jahre alt. Und er hat mehr Menschen mit eigenen Händen getötet, als jeder andere – 150.000 Menschen in wenigen Sekunden. Sweeney verbat sich auf RTL in der Sendung mit Günther Jauch damals die Frage: „Was soll das?“ Und er fügte hinzu: „Befehl ist Befehl! Jeder Soldat auf der Welt hätte das gleiche getan.“ Wo er Recht hat, Mr. Sweeney, hat er Recht. Dazu erzieht man Soldaten. Und eben deshalb „gehören Soldaten verboten“, weil sie die Verkörperung der exekutierten Unmenschlichkeit auf Befehl sind.

Hochbezahlte „Berufsschlächter“ in Uniform sind nicht Bürger in Uniform, sie sind am Rande des Verbrecherischen konstitutiv, denn dafür braucht man sie. Glauben wir wirklich, dass die Täter aus dem so genannten Zweiten Weltkrieg schlimmer wären, als die Jugendlichen heute? Ein kleines Beispiel: Gebirgsjäger – genau die Abteilung, bei der K. Th. zu Guttenberg selber einmal, wie er glaubt, „gedient“ hat. 1943 bekämpft man

auf dem Peleponnes Partisanen. Und die Folge? Ein ganzes Dorf, Kalavrita, mit 400 Menschen, Frauen und Kindern wird hingemäht. Ein Völkermord, weitgehend unbekannt geblieben, weil ja „nur an Griechen“ geschehen, weil ja „nur von der Wehrmacht“, keinem SS-Sonderkommando, alles nur ganz normaler Krieg der Wehrmacht, von der Bundeskanzler Adenauer später sagte: „Sie ist rein geblieben im Zweiten Weltkrieg.“ Hol's der Teufel, wenn das „rein“ ist!

Vor meinen Augen habe ich das Bild eines japanischen alten Mannes, dem die Tränen in den Augen stehen. Er entsinnt sich der Invasion in Nanking 1938. Er sagte: „Ich hätte es von mir selber nicht geglaubt. Sechs Wochen Militärausbildung. Da war eine Frau mit einem Kind auf dem Arm. Und ich, wie ich es gelernt habe, mit dem Bajonett in eine Melone, ich ...“ Wenn das aus Menschen wird, aus ganz normalen Menschen, wie sie hier auf diesem Platze stehen, in sechs Wochen, und die kaiserliche Armee schickt einen triumphalen Ruf zum Himmel, um das Verbrechen in den Herzen von Menschen hunderttausendfach zu übertönen, darf das nicht, weil es eine grässliche Vergangenheit war, auch weiter im Schlachthof der Geschichte jetzt die Zukunft werden. Nicht mit Herrn Ischinger, nicht mit Herrn Guttenberg, nicht mit Frau Merkel, nicht mit Frau Clinton, nicht mit der ganzen „Bagage“.

Ich höre sagen: „Es ist unverantwortlich, den Krieg beenden zu wollen – weil wir das Militär immer noch brauchen aus Gründen der Sicherheit.“ Das Militär ist die permanente Unsicherheit. Es schützt nicht die Menschlichkeit, es ist selber die Unmenschlichkeit. Es erringt nicht die Zukunft, es ist die verewigte Steinzeit. Das alles gehört abgeschafft. Wer aber sagt: „Das ist nicht möglich“, den müssen wir noch einmal hinsetzen in den Bayerischen Hof. Da nämlich erklärt gerade Frau Merkel: „Es gibt eine rote Linie.“

„Die Würde eines jeden einzelnen Menschen ist unantastbar“, spricht sie. Wie kann sie dann Herrn Mubarak unterstützt haben, in dessen Land die Überstellung von „Terrorverdächtigen“ für die CIA zum Zwecke der Folter gang und gäbe war – zehn Jahre lang bereits, mit Wissen des Bundesnachrichtendienstes und seiner Beihilfe.

„Die Würde des Menschen!“ Allerdings, jeder Soldat, den man zusammen kujoniert zum bloßen Befehlsempfänger, schändet seine eigene Würde. Es war mal das Prinzip der Moral, dass Immanuel Kant sagte: „Kein Mensch ist zu betrachten als ein Mittel zum Zweck, sondern stets als ein Zweck an sich selber.“ Gilt dies, ist jedes Militär obsolet und inhuman. Soldat sein, bedeutet Zweck sein, eine Tötungsmaschine zu werden auf Befehl. Allein, um die Menschlichkeit der Zukunft zu erringen, müssen wir den Schlachthof der Geschichte ein für allemal verlassen. Und das können wir, weil es in der Logik der Geschichte liegt. Alle Konflikte wurden in den letzten sechs- bis achtausend Jahren damit gelöst, dass wir an die Peripherie Soldateska stellten, den Innenraum aber pazifisierten. Heute wissen wir, dass der ganze Globus unser Auftrag ist. Daraus folgt, dass es nur noch eine einzige soldatische Macht geben dürfte, unterstellt der UNO, die aufgehört haben müsste, die Spielbühne der USA zu sein, sondern wirklich das Organ der Vereinten Nationen. Es liefe darauf hinaus, dass sämtliche nationalstaatliche Armeen zu entwaffnen wären, um dann lokal nicht lösbare Konflikte bei einer unabhängigen Schiedsstelle der UNO verbindlich zu lösen und rechtswirksam durchzusetzen. Das wäre das Ende des Militärs in der Geschichte der Menschheit. Es gibt keine andere Zukunft – jeder weiß das. Die Frage ist nur, wie viele Millionen Menschen noch verhungern müssen, noch krepieren müssen, noch verzweifeln müssen, eh „diese“ es begreifen.

Es gibt keinen anderen Weg, als dass die Deutschen endlich lernen, sich einmal richtig zu wehren. An dem Desaster sind vier Parteien schuld. Ob Schwarz, ob Gelb, ob Rot, ob Grün – sie alle haben in Afghanistan mitgemacht; sie haben uns belogen mit dem sogenannten Hufeisenplan, um Serbien zu zerschmettern; sie haben Weltverantwortung stets interpretiert als Kriegseinsatz. Und sie sagen auch jetzt, dass wir, wenn wir gegen den Krieg sind, populistisch und unverantwortlich reden. Frau Merkel und Co., wir reden aus Verantwortung für den Frieden. Denn nichts ist verbrecherischer und unverantwortlicher als der Krieg. Er lässt sich nicht schönreden, er ist blutbeschnitten. Und Blut ist keine Farbe.

Das Nein zu dieser Kriegspolitik sprechen wir aus Überzeugung und in Verantwortung. Aber manchmal muss man erstmal NEIN sagen, um das Falsche los zu werden, damit die Bahn frei wird für das Richtige. In Basel 1949 lag auf den Tod ein Mann, der den Zweiten Weltkrieg kennen gelernt hatte, in eigener Erfahrung: Wolfgang Borchert, Autor des Bühnenstückes 'Draußen vor der Tür'. Es handelt von einem Mann, der nach Hause kommt und nie mehr nach Hause kommen kann, seiner inneren Zerrissenheit wegen. Wolfgang Borchert hat ein Testament als Vermächtnis an die Menschheit hinterlassen, und ich zitiere es zum Abschluss: „Mann an der Werkbank! Wenn sie wieder kommen und dir sagen, du sollst statt Kochgeschirren und Töpfen Handgranaten und Kanonenrohre ziehen – Mann an der Werkbank, sag NEIN! Und Mutter in Deutschland! Mutter in der Ukraine! Wenn sie wieder kommen und dir sagen, du sollst Kinder gebären: Mädchen als Krankenschwestern für die Spitäler, Jungen als Soldaten in den Schützengräben – Mutter in Deutschland, Mutter in der Ukraine, sag NEIN! Und Pfarrer auf der Kanzel! Wenn sie wieder kommen und

dir sagen, du sollst die Waffen segnen und den Krieg rechtfertigen – Pfarrer auf der Kanzel, sag NEIN. Denn wenn ihr nicht NEIN sagt, wird alles wieder kommen.“

Ich sage als Theologe zu der Pastorentochter Merkel: Zweitausend Jahre nach der Bergpredigt, versuchen Sie es doch wenigstens einmal! Das wäre Verteidigung des Christentums in Deutschland. Alles andere ist ein Verrat daran.

Ich danke Ihnen sehr.

**Rede bei der Abschlusskundgebung der Demonstration gegen die Nato-Tagung der Münchener Sicherheitskonferenz am 5. Februar 2011 auf dem Münchner Marienplatz. Vgl. auch seine Rede „Krieg beschützt niemanden – aber bedroht*

jeden“, CuS 2–3/2008, S. 10–18
Eugen Drewermann, geb. 20. Juni 1940 in Bergkamen, wirkte als Priester, Psychoanalytiker, Privatdozent in Paderborn. Aber Erzbischof J. J. Degenhard entzog ihm Lehr- und Predigtbefugnis und suspendierte ihn vom Priesteramt wegen abweichender Ansichten. Viele, auch der BRSD, haben protestiert. Seitdem ist er auch im Ruhestand als Lehrbeauftragter an der Gesamthochschule Paderborn, als Autor, Redner und Seelsorger aktiv.



Eugen Drewermann

Ein Protokoll

Anti-NATO-Demonstration in München

Von Fredi Lukes

Zürich, Sa., 5.2.2011

05:45

Der Wecker läutet. Zeit zum Aufstehen.

06:45

Mit dem Bus Nr. 32, dann mit dem Bus Nr. 31, fahren mein erwachsener Sohn Harald und ich zum Busbahnhof am Sihlquai.

07:20

Treffpunkt Carparkplatz. Total kommen 32 Personen. Organisiert wird die Fahrt von der PdA (Partei der Arbeit). Die Hälfte der Friedensengagierten ist so um die 20 Jahre oder etwas älter. Die andere Hälfte ist zwischen 40 und 60. Die Leute von Luzern kommen mit dem Car an, mit dem wir ge-

meinsam nach München weiter fahren. Eine Gruppe kommt mit dem Zug von Bern. Einige Ticinesi (Leute aus dem Kanton Tessin, die Redaktion) sind auch da.

07:35

Abfahrt im Car Richtung München. Ohne Grenzkontrolle passieren wir den Schaffhauser Grenzübergang Thayngen-Bietingen. Von dort geht es nördlich des Bodensees, in Richtung Bayerischer Landeshauptstadt. Die Sonne geht auf. Herrliches Wetter kündigt sich an.

10:15

Eine mobile Deutsche Grenzkontrolle hält den Car an, kontrolliert Dokumente des Carchauffeurs und lässt uns, da alles in Ordnung ist, weiterfahren.

12:42

Wir kommen in München an. Am „Platz der Opfer des Nationalsozialismus“ steigen wir aus. 10 Gehminuten vom Marienplatz, dem Versammlungsort der Anti-NATO-Demonstration, entfernt.

13:10

Ich trenne mich von der Gruppe und versuche unsere Brüder und Schwestern des BRSD (Bund Religiöser Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands) und des Deutschen Versöhnungsbundes zu finden. Nicht ganz einfach bei Tausenden von Leuten auf dem Marienplatz. Um Kontakt aufzunehmen schicke ich zwei SMS ab. Sie bleiben unbeantwortet. Die Zeit vergeht. Der Demonstrationzug stellt sich auf. Da ich niemanden finde, schließe ich mich wieder der PdA-Gruppe an.

13:30

Der Demonstrationzug setzt sich in Bewegung. Vom Marienplatz, via Tal, Isatorplatz, Frauenstrasse, Reichenbachstrasse, Gärtnerplatz, wieder Reichenbachstrasse, Frauenhofstrasse, Blumenstrasse, Prälat-Zistl-Strasse, Viktualienmarkt, zurück zum Marienplatz. Über 5000 Demonstrantinnen und Demonstranten umrundeten das gewaltige Sperrgebiet um das Luxushotel Bayerischer Hof, in der Innenstadt von München; gesichert von 3400 Polizisten und Polizistinnen, 330 Soldaten und Soldatinnen. Dort im Bayerischen Hof findet die so genannte „NATO-Sicherheitskonferenz“ statt. Mit hochrangigen Politikern, NATO-Gerären und Kriegswirtschafts-Vertretern wie Anders Fogh Rasmussen (NATO-Generalsekretär), Hillary Clinton (US-Aussenministerin), Sergej Lawrow (Russischer Aussenminister), Angela Merkel (Bundeskanzlerin), Guido Westerwelle (Bundesaußenminister), Thomas de Maizièrre (Bundesinnenminister),

Wolfgang Schäuble (Bundesfinanzminister), usw. Alles NATO-Freunde und Kriegsbe-fürworter oder „Bagage“ (Süddeutsch und



Fredi Lukes, Karl Christoph Köllner und Demonstranten

österreichisch; abwertend für Gesindel oder Pack), wie Dr. Eugen Drewermann sie an der Abschlussveranstaltung nannte. Bagage, die Krieg gut heißt, Milliarden Euros für die Kriegsführung ausgibt und Blut an ihren Händen hat.

Langsam, ähnlich einer Prozession, schreitet der Demonstrationzug vorwärts. Unerwartet kommt Charles Köllner, kürzlich pensionierter Diakon, Seelsorger und Mitglied des BRSD, auf mich zu. Er hat die RESOS-Fahne, mit dem violetten Menschen, der nach dem roten Stern greift, erkannt. Wir begrüßen uns herzlich, beginnen zu plaudern und marschieren zusammen weiter. Später kommt auch Margrit Kaltenbach, PdA- und RESOS-Mitglied von Hinteregg bei Zürich, zu uns.

Vor uns die PdA, und vor dieser die Christinnen und Christen der Partei DIE LINKE. Hinter uns eine lautstark skandierende Gruppe von Frauen und Männern der Türkischen Kommunistischen Partei.

15:05

Der Demonstrationzug kommt auf dem Marienplatz an. Auf dem ganzen 1 1/2-

stündigen Protestmarsch sehen wir immer wieder Gruppen von 5 – 20 Polizisten/ Polizistinnen mit ihren Einsatzfahrzeugen. Es kann einem angst und bange werden. Aber alles geht gut. Es kommt zu keinen Ausschreitungen.

15:20

Die Schlusskundgebung auf dem Marienplatz beginnt. Es reden Tobias Pflüger von der Informationsstelle Militarisierung, Sevim Dagdelen von der Partei DIE LINKE und der Theologe Priv.-Doz. Dr. Eugen Drewermann.

Tobias Pflüger und Sevim Dagdelen kritisieren die „brutale Doppelmoral“ von Bundeskanzlerin Angela Merkel und ihrer Regierung gegenüber den diktatorisch geführten arabischen Ländern und die Komplizenschaft aller westlichen Staaten mit Diktatoren des nordafrikanischen Kontinents.

Dr. Eugen Drewermann prangert mit seiner ergreifenden Rede Politikerinnen, Politiker und Militärs an, da sie die jungen Männer und Frauen verführen und zu „Auftragsmördern“ machen. Eugen Drewermann schließt seinen Appell und die Abschlussveranstaltung mit den Worten von Wolfgang Borchert:

„Du. Mutter in Deutschland und Mutter in der Ukraine – wenn sie dir morgen befehlen, du sollst Kinder gebären, Krankenschwestern für Kriegslazarette und neue Soldaten für neue Schlachten, dann gibt es nur eins:

Sag NEIN!

Du. Mann an der Maschine und Mann in der Werkstatt. Wenn sie dir morgen befehlen, du sollst keine Wasserrohre und keine Kochtöpfe mehr machen – sondern Stahlhelme und Maschinengewehre, dann gibt es nur eins:

Sag NEIN!

Du. Pfarrer auf der Kanzel. Wenn sie dir

morgen befehlen, du sollst den Mord segnen und den Krieg heilig sprechen, dann gibt es nur eins:

Sag NEIN!“

Sag NEIN!

Ich war ergriffen und erschüttert. Wir alle waren ergriffen und erschüttert.

17:10

Verabschiedung von meinem neuen Freund Charles Köllner vom BRSD.

18:05

Abfahrt zurück nach Zürich.

Eine Aktion für Frieden und Abrüstung, an der Clara und Leonhard Ragaz-Nadig ihre Freude gehabt hätten, geht zu Ende. Lasst uns Frieden schaffen!

Fredi Lukes

Geboren 1962 in St. Gallen, wohnend in Zürich, Söhne: Harald (19 J.), Erik (17 J.) und Nils (14 J.), lebt heute in eingetragener Partnerschaft mit Vichian Vannarut, der in Thailand aufgewachsen ist.

Erlerner Beruf: Grafiker, zweiter und heute praktizierter Beruf: Sozialpädagoge in einem Kinder- und Jugendheim.

Hobbys: Acrylbilder malen und ein Schrebergarten.

Mitglied bei den RESOS seit 1998, Mitarbeit im Vorstand der RESOS seit 2010.

Bei den RESOS für die Homepage und PR zuständig.



Fredi Lukes

Atomenergie-Debatte

Den Anfang und das Ende des Nuklearkreislaufs nicht vergessen!

Von Winfried Eisenberg

Einleitung

Wenn über die Gefahren der Atomenergie diskutiert wird, stehen in der Regel die großen Unfälle wie Windscale, Harrisburg und Tschernobyl im Mittelpunkt oder auch die Beinahe-Unfälle in Forsmark, Biblis, Krümmel. Das ist aber zu einseitig. Die Umwelt, jegliches Leben auf der Erde, die gesamte Schöpfung sind schon durch den Beginn des Nuklearkreislaufs, den Uranbergbau und die Produktion der Brennelemente, dann auch durch den „normalen“ Alltagsbetrieb der Atomreaktoren mit kontinuierlichen radioaktiven Emissionen und schließlich, am Ende des Kreislaufs, durch die unlösbaren Müllprobleme in größter Gefahr.

In drei Folgen sollen diese Gefahren aufgezeigt werden:

- Vom Uranbergbau bis zur Herstellung des Nuklearbrennstoffs
- AKW-Alltag: Kinderkrebs in der Umgebung
- Wohin mit dem radioaktiven Müll? Kein Endlager weltweit; Ausblick auf die dringend erforderliche Energiewende

Teil 1: Vom Uranbergbau bis zur Herstellung des Nuklearbrennstoffs

Uran

Das silberweiße Schwermetall Uran wurde 1789 von dem deutschen Chemiker Martin Heinrich Klaproth aus dem Mineral Pechblende isoliert und nach dem kurz zuvor



„... der das diskret verarbeitet!“

entdeckten Planeten Uranus benannt. Der Planet wiederum hatte seinen Namen nach dem griechischen Himmelsgott Uranos erhalten.

1896 stellte der französische Physiker Henri Becquerel die Radioaktivität des Elements fest. Die deutschen Chemiker Otto Hahn und Fritz Straßmann führten 1938 die erste Atomkernspaltung durch, indem sie Uran mit Neutronen beschossen.

Uran hat die Ordnungszahl 92, d. h. jedes Uranatom enthält 92 Protonen. Die Zahl der Neutronen im Atomkern ist aber unterschiedlich: das Isotop U 238 hat 146, das Isotop 235 dagegen nur 143 Neutronen.

Das Natururan besteht zu 99,3 % aus U 238 und zu 0,7 % aus U 235; dazu enthält es Spuren von U 234. Alle Isotope sind Alphastrahler, sie senden Alphateilchen (Heliumkerne = 2 Protonen und 2 Neutronen) aus, die in lebendem Gewebe eine 20 mal stärkere Schädigung entfalten als Gammastrahlen.

Die Halbwertszeiten, also die Zeiten, in denen die Hälfte einer ursprünglich vor-

handenen Isotopenmenge zerfällt, sind unvorstellbar lang:

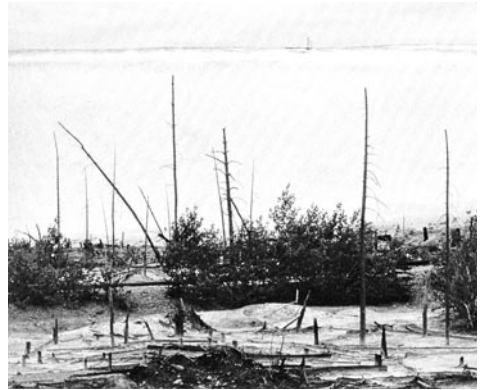
- U 238: 4.468.000.000 (4,468 Milliarden Jahre)
- U 235: 703.800.000 (703,8 Millionen Jahre)

Die Elemente der natürlichen Uranzerfallsreihe sind auch radioaktiv. So entsteht aus U 238 über einige Zwischenstufen wie Thorium 230 und Radium 226 das gefährliche Edelgas Radon 222, ebenfalls ein Alphastrahler. Weitere Zerfallsprodukte sind u.a. Blei 210 und Polonium 210, bis die Reihe schließlich mit dem stabilen Blei-Isotop 206 endet. Im unberührten Gestein sind alle diese Elemente von der Biosphäre weitgehend abgeschirmt und befinden sich seit vielen Millionen Jahren in unverändertem Gleichgewicht. Wir kommen später auf diese Elemente zurück, wenn es um die Gesundheitsschäden bei den Uranbergleuten und der Umgebungsbevölkerung geht.

Der Urangehalt im Gestein ist in den verschiedenen Bergbaugebieten sehr unterschiedlich. Das reichste Erz mit stellenweise 20 % Uran findet sich im Norden Saskatchewan in Kanada: Die Cigar Lake Mine ist aber bisher nicht in Betrieb, weil bei den Erschließungsarbeiten 2006 und 2008 jeweils unkontrollierbare Wassereintrüche die Planungen zunichte machten. Die Betreiberfirma, das kanadische Bergbauunternehmen Cameco, will nun 2011 mit der Uranförderung beginnen.

In anderen Weltteilen wird Erz abgebaut, das weniger als 0,1 % Uran enthält, z. B. in Namibia; in der Rössing-Mine in der namibischen Wüste, die im Tagebau riesige Mengen Gestein bewegt, beträgt der Urangehalt z. T. nur 0,025 %. In 30 Betriebsjahren wurde ein Krater von 3 km Länge, 1 ½ km Breite und fast 400 m Tiefe in die Landschaft gegraben.

Weltweit liegt der Urangehalt des geförderten Erzes bei durchschnittlich 0,15 %. Die radioaktiv strahlenden, giftigen Ab-



Schleichende Vergiftung. Abraumhalde einer Uranmine, Ontario, Kanada

raumhalden werden logischerweise um so größer, je weniger Uran im Gestein vorhanden ist. Ein paar Beispiele:

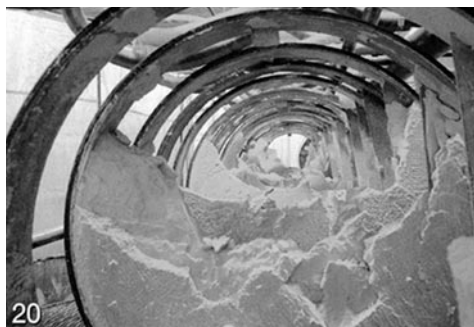
- 20 %: 1 t Gestein enthält 200 kg Uran
- 1 %: 1 t Gestein enthält 10 kg Uran
- 0,1 %: 1 t Gestein enthält 1 kg Uran
- 0,025 %: 1 t Gestein enthält nur 250 g Uran.

(1 t = 1 Tonne = 1000 kg)

Uranbergbau und Weiterverarbeitung

Die meisten Uranvorkommen werden im Tagebau ausgebeutet; das aus dem Berg gesprengte Gestein wird mit Schaufelbaggern in riesige Muldenkipper verladen, die es zur Gesteinsmühle bringen; dort wird es zunächst grob zerstoßen und dann zu einem feinen Pulver gemahlen. Uranerzlager in sehr tiefen Gesteinsschichten müssen aufwändiger unter Tage abgebaut werden. In großen Becken versetzt man das aufgeschwemmte Gesteinspulver mit Schwefelsäure und einem Oxidationsmittel, um das Uran zu extrahieren. Nach komplizierten Eindickungs- und Trocknungsverfahren gewinnt man das vorläufige Endprodukt, den „Yellow Cake“, ein gelbliches Pulver, das im wesentlichen aus dem oxidierten Uran Triuranoktoxid (U₃O₈) besteht.

Eine andere Methode ist das „in situ leaching“ (Auslaugen an Ort und Stelle), wobei Säuren (oder Laugen) über Bohrlöcher in das Gestein gepresst werden, um das Uran chemisch herauszulösen; die uranhaltige Flüssigkeit muss dann wieder heraufgepumpt und zu Yellow Cake weiterverarbeitet werden. Bei diesem Verfahren entstehen zwar keine Abraumhalden, aber Oberflächengewässer und Grundwasser werden kontaminiert.



Yellow Cake

Der Yellow Cake wird in Fässern in Uran-konversionsanlagen transportiert. Konversionsfabriken gibt es nur in den USA, Russland, Frankreich und Großbritannien. Uran-konversion bedeutet die Umwandlung von U308 in Uranhexafluorid (UF₆), das bei 56,5 Grad Celsius vom festen in den gasförmigen Zustand übergeht. Der Umgang mit UF₆ ist sehr gefährlich, weil es radioaktiv, toxisch und außerordentlich aggressiv ist; Unfälle mit UF₆ kommen oft vor.

In Urananreicherungsanlagen muss das spaltbare Isotop U 235 von 0,7 % im Natururan (s. o.) auf 3–5 % angereichert werden. Das geschieht mit Hilfe von in Serie geschalteten Gaszentrifugen, in Deutschland in der Urenco-Anreicherungsanlage in Gronau. Nach chemischer Umwandlung des angereicherten UF₆ in Urandioxid (UO₂) werden aus diesem Brennelemente für die

Atomkraftwerke hergestellt. In Deutschland gibt es eine Brennelemente-Fabrik in Lingen. Als „Abfallprodukt“ entsteht bei der Anreicherung von U 235 das abgereicherte Uran, nämlich das übrig bleibende U 238 (in Englisch DU = Depleted Uranium). Es ist die dichteste Substanz auf unserer Erde und wird militärisch für panzer- und bunkerbrechende Geschosse (DU-Munition) verwendet. Allein im Süden des Irak wurden 2003 ca. 2000 Tonnen DU verschossen; als Folge davon sind dort seither schwere Nierenkrankheiten alltäglich; auch die Krebsrate bei Kindern und Jugendlichen steigt in der Region Basra dramatisch an.

Wenn die Anreicherung von U 235 bis über 60 % fortgesetzt wird, gewinnt man bombenfähiges Material; das Prinzip des Anreicherungs-Verfahrens ist das gleiche, nur der Umfang ist unterschiedlich. Länder, in denen Uran für Atomkraftwerke angereichert werden kann, sind prinzipiell auch in der Lage, ein Atomwaffenprogramm zu betreiben. Deshalb bezeichnen wir die „zivile“ Atomwirtschaft auch als „Türöffner“ für die militärische. Es ist noch zu erwähnen, dass bei der Urananreicherung erhebliche Mengen von CFC (Chlorofluorocarbon) zur Kühlung eingesetzt werden und z. T. in gasförmigem Zustand entweichen; CFC hat einen 20.000 mal stärkeren Treibhauseffekt als CO₂ und zerstört zusätzlich die schützende Ozonschicht.

Folgen für Mensch und Umwelt

Alle Verfahren des Uranbergbaus, aber auch der Weiterverarbeitung, verbrauchen Unmengen von Wasser und Energie. Wasser ist in vielen Bergbau-Regionen Mangelware, z. B. liegen die Uranvorkommen im Niger und in Namibia in Wüsten oder Halbwüsten.

Um die Energie für den Bergbau bereitzustellen, haben die Bergbaufirmen jeweils in der Nähe große Kohlekraftwerke oder Die-

selaggregat installiert. Die im Tagebau verwendeten überdimensionalen Muldenkipper verbrauchen 1000 l Diesel pro Tag. Bei Verwendung von niedrig-gradigem Erz mit dem Grenzwert von 0,02 % Uran stürzt die Atomindustrie über die „Energieklippe“, wie die „Oxford Research Group“ das nennt. Es bedeutet, dass der Energieverbrauch im Nuklearzyklus höher ist als die Energieproduktion in den Atomkraftwerken. Dem Energieverbrauch entsprechen hohe CO₂-Emissionen; die Behauptung, Atomkraft schütze das Klima, ist demnach unzutreffend (vgl. auch oben CFC).

Das größte Problem des Uranbergbaus sind die gewaltigen Abraummhalden und Absetzbecken („tailings“) für trockene bzw. schlammig-flüssige Rückstände, die radioaktiv und giftig sind. Wind und Sturm verteilen den tödlichen Staub von den unter freiem Himmel aufgetürmten Halden in die weite Umgebung, auch in die Dörfer und Städte. Abraummaterial, das noch 85 % der ursprünglich im Gestein vorhandenen Radioaktivität enthält, wird in manchen Ländern zum Straßen- und Hausbau verwendet, Kinder spielen auf den Halden. Die Schlammdeponien sind in der Regel nicht abgedichtet; giftige, radioaktive Brühe sickert heraus und kontaminiert Bäche, Flüsse und Grundwasser. Immer wieder sind auch Dämme solcher Deponien gebrochen; große Landstriche wurden von dem Schlamm überflutet und langfristig unbewohnbar. (Beispiele solcher Umweltkatastrophen: 1958 Meiluu-Suu, Kirgisien; 1979 Churchrock, New Mexico, USA; 1984 Key-Lake-Mine, Saskatchewan, Kanada.) Wenn eine Uranmine aufgegeben wird, bleiben die Auswirkungen des Abbaus und der Schlamm-Deponien dauerhaft bestehen, da Sanierungsmaßnahmen nur begrenzt möglich sind, enorm aufwändig wären und deshalb meistens unterbleiben.



Radioaktiver Schrott in Westaustralien

2009 waren weltweit 436 Atomkraftwerke in Betrieb, die übrigens nur 2 % zur Gesamt-Energieversorgung der Menschheit beitrugen. Um den Brennstoffhunger der AKW zu stillen, wurden 50.773 Tonnen Uran produziert. Der Rest des Bedarfs von 65.000 Tonnen kam aus Lagerbeständen und aus abgerüsteten Atomsprengköpfen. Die wichtigsten Förderländer (2009, über 1.000 t) sind Kasachstan (14.020 t), Kanada (10.173 t), Australien (7.982 t), Namibia (4.626 t), Russland (3.564 t), Niger (3.243 t), Usbekistan (2.429 t) und die USA (1.453 t).

In allen Erdteilen sind vom Uranbergbau in erster Linie indigene Völker betroffen, z. B. die Dene und Cree in Kanada, Lakota und Navajo in den USA, Tuareg im Niger, Damara in Namibia, Aborigines in Australien, Uiguren in China, Adivasi in Indien. Oft finden sich die Uranlagerstätten ausgerechnet in Gebieten, in denen die indigenen Völker ihre heiligen Stätten haben, heilige Berge, uralte Friedhöfe, Orte für religiös-rituelle Zeremonien. Deshalb hatte ein von der IPP-NW (Ärzte gegen den Atomkrieg) zusammen mit der Gesellschaft für bedrohte Völker und dem „Nuclear-Free Future Award“ organisierter Kongress am 26.8.2010 in Basel die Überschrift „Sacred Land, Poisoned Peoples“ (Heiliges Land, vergiftete Völker). Auf

dieser Tagung berichteten Vertreter betroffener indigener Völker aus allen Erdteilen eindrucksvoll über die lebensverachtenden Zustände in den Uranbergbau-Regionen, über Krankheit, Elend und Tod durch schleichende Vergiftung und Verstrahlung. Trotz der bedrückenden Thematik war es eine bunte, zeitweise fröhliche, zukunftsweisende Tagung, in der sich die Teilnehmer aus aller Welt wie eine große Familie fühlten.

Die transnationalen Bergbaufirmen (z. B. Areva, Cameco, Rio Tinto) stampfen üblicherweise in der Nähe der Uranlagerstätten Begarbersiedlungen oder ganze Städte (z. B. Arlit/Niger) aus dem Boden. Zum „Wohl“ der Bevölkerung wird dann dort auch ein Krankenhaus eingerichtet; das vom Unternehmen eingestellte medizinische Personal darf allerdings keine Berufskrankheiten diagnostizieren. Niedriggradiges Uranerz abzubauen (z.B. im Niger und in Namibia) lohnt sich nur, wenn die Miningesellschaften nicht durch strenge Umweltschutzgesetze „gestört“ werden, wenn die Arbeitskräfte billig sind, wenn man sie ohne aufwändige Schutzmaßnahmen arbeiten lässt, wenn es keine Gewerkschaften gibt und wenn man die Arbeiter ungestraft entlassen kann, sobald sie krank werden.

Ferner erwerben die Bergbaufirmen die Wasserrechte. Zuerst wird der enorme Wasserbedarf für den Bergbau befriedigt, die Wasserversorgung der Bevölkerung ist zweitrangig. Der Grundwasserspiegel sinkt, die natürliche Vegetation und die Wildtiere gehen zugrunde, Ackerbau und Viehzucht sind nicht mehr möglich, d.h. die Lebensgrundlagen der Menschen werden vernichtet. Das Trinkwasser enthält Giftstoffe und radioaktive Isotope aus der Uranzerfallsreihe; beispielsweise ist die Radioaktivität im Trinkwasser von Arlit 100 mal höher als der WHO-Grenzwert.

Das seit Urzeiten im Gestein eingeschlos-

sene Uran ist für Mensch und Umwelt relativ ungefährlich. Das radioaktive Edelgas Radon mit seinen Folgeprodukten kann in der Regel nicht an die Oberfläche dringen. Die Situation verändert sich schlagartig, wenn das Uranerz abgebaut wird. Radon kann nun in die Luft entweichen und mit dem Wind große Entfernungen zurücklegen; Erzstaub wird ebenfalls mit dem Wind verteilt, seine giftigen und radioaktiven Inhaltsstoffe gelangen in die Siedlungen, auf Weiden und Äcker, in die Nahrungskette und in das Oberflächen- und Grundwasser.

Gefahren für die Gesundheit der Bergarbeiter und der Umgebungsbevölkerung

Uran ist in zweifacher Hinsicht gesundheitsgefährdend. Als Schwermetall ist es chemotoxisch und ruft besonders Nieren- und Lebererkrankungen hervor, die tödlich enden. Auch im Gehirn lagert sich Uran ab und führt zu neurologischen und psychiatrischen Erkrankungen. Als radioaktive Substanz ist Uran zusätzlich radiotoxisch; Alphateilchen haben als externe Strahlung wegen geringer Reichweite keine große Bedeutung, aber mit der Atemluft, mit Essen und Trinken in den Körper aufgenommenes, „inkorporiertes“ Uran entfaltet mit seiner internen Alphastrahlung verheerende Wirkungen in allen Organen. Krebs, nicht nur der Bronchien und der Lunge, sondern auch des Magens, der Leber, der Gallenblase, des Darms, der Nieren, der Haut, der Knochen und des Blutes (Leukämie) treten bei den Uranbergleuten und in der Umgebungsbevölkerung stark vermehrt auf. Weitere Folgen sind genetische Veränderungen; in Uranabbaugebieten gibt es auffallend viele Totgeburten und Kinder mit schweren Fehlbildungen.

Aber nicht nur das Uran selbst schädigt die Gesundheit der Bergarbeiter und der Umgebungsbevölkerung. Das aus dem abgebauten, zerstoßenen und gemahlten Gestein austretende Radon gilt als die Haupt-

ursache der typischen Berufskrankheit der Uranbergarbeiter: Bronchial- und Lungenkrebs. Z.B. waren bis 1990 über 7000 Lungenkrebs-Patienten allein unter den Uranbergarbeitern der ehemaligen SDAG (Sowjetisch-Deutsche AG) Wismut gemeldet; inzwischen sind es noch mehr geworden (über 10.000), denn die Latenzzeit zwischen Radon-Exposition und erkennbaren Symptomen der Krankheit ist lang (bis 40 Jahre). Ohne Kenntnis der Ursache wurde im Erzgebirge die tödliche Bergmannskrankheit seit Jahrhunderten „Schneeberger Lungenkrankheit“ genannt.

Andere Nuklide aus der Zerfallsreihe des Urans, wie Thorium 230, Radium 226, Polonium 210 und Blei 210, tragen ebenfalls zu zahlreichen Erkrankungen der Bergarbeiter und der Umgebungsbevölkerung bei. Krebs, Erkrankungen des Zentralnervensystems, schwere Chromosomen-Aberrationen und angeborene Fehlbildungen werden nicht nur durch das Uran selbst und das Edelgas Radon, sondern auch durch dieses giftige, strahlende Isotopengemisch verursacht. In allen Uranbergbau-Regionen ist die Lebenserwartung deutlich verringert. *Brennstoff der deutschen Atomkraftwerke*
In Deutschland wird seit 1990 kein Uran mehr abgebaut. Die Betreiber von Atomkraftwerken müssen den Brennstoff also



Gedankenspiele: Die Atommüllendlager werden privatisiert!

importieren. Jeder Reaktor verbraucht pro Jahr durchschnittlich 205 t Uran; bei derzeit 17 AKW müssen also fast 3.500 t eingeführt werden. Im September 2010 haben wir, die deutsche Sektion der IPPNW, eine Anfrage an die vier Atomstromproduzenten (RWE, e.on, Vattenfall, EnBW) gerichtet; nach Erläuterung der Gefahren des Uranbergbaus haben wir 16 Fragen gestellt, die sich im wesentlichen auf die Situation der Minenarbeiter beziehen. In der ersten Frage ging es um die Herkunftsländer des Urans.

Die Antworten aus den Vorstandsetagen der genannten Firmen fielen sehr ähnlich, streckenweise wortgleich aus; zu den Herkunftsländern erfuhren wir: Kanada, Russland, Kasachstan, früher auch Usbekistan, Australien, Niger (e.on); Kanada, Russland, USA, „Afrika“ (Vattenfall); „im wesentlichen“ Kanada, Russland, Usbekistan, Kasachstan, USA (RWE).

Es wird betont, das Natururan werde „bei etablierten internationalen und weltweit tätigen Uranproduzenten und Uranhändlern“ beschafft, und zwar „unter Zustimmungsvorbehalt und damit Aufsicht der Euratom-Versorgungsagentur (ESA) als Organ der Europäischen Kommission.“ (RWE).

Die 15 Fragen nach den Arbeitsbedingungen und den Schutzvorkehrungen für die Minenarbeiter wurden nicht beantwortet. „Hinsichtlich Ihrer sehr detaillierten Fragen, die sich auf den Minenbetrieb beziehen, müssen wir ... auf die Minengesellschaften oder auf diesbezügliche Fachveröffentlichungen ... verweisen. ... Es liegt in der Verantwortung der Minengesellschaften und der Regierungsbehörden des jeweiligen Landes, die Einhaltung der geltenden Umweltstandards sicherzustellen.“ (RWE)

„Zu den Fragen 2–16 möchten wir Sie ... bitten, sich direkt an die Uranproduzenten wie z. B. Areva, Rio Tinto, BHP Billiton zu wenden.“ (e.on)

Zum Schluss wird dann jeweils noch der hohe ethische Anspruch der Firmen erwähnt.

„Im Übrigen kann ich Ihnen versichern, dass wir auch bei der Uranversorgung unserer Kernkraftwerke, wie in allen unseren Geschäftsbereichen, auf die strenge Einhaltung der Maßstäbe unseres „Code of Conduct“ höchsten Wert legen. Uns sind keine von uns beeinflussbaren Tatbestände bekannt, die unter allgemein anerkannten Maßstäben einen Vorwurf des Verstoßes gegen ethische Grundsätze begründen.“ (Dr. Jürgen Großmann, Vorstandsvorsitzender von RWE)

Es ist also alles in bester Ordnung. Die dargestellten menschenverachtenden Praktiken im Uranbergbau, wo auch immer auf unserer Erde, sprechen eine andere Sprache. Hierzulande waschen die Verantwortlichen ihre Hände in Unschuld. „Ethische Grundsätze“ zu bemühen mutet schon sehr merkwürdig an, wenn man das skrupellose Streben nach Profitmaximierung (z. B. beim Poker um die AKW-Laufzeitverlängerung) alltäglich beobachten kann.

In der Diskussion um die Atomenergie dürfen wir zum Uranabbau nicht schweigen!

Quellen:

WISE Uranium Project (www.wise-uranium.org) (WISE = World Information Service on Energy)

daraus u.a.: Peter Diehl: *Environmental impacts of current uranium mine projects*, Sept. 2010

Koch, Schneider, Kappler: *Störfall Atomkraft*, VAS-Verlag 2010

A. Simon: *Der schmutzige Atombrennstoff, ausgestrahlt*, 2009

Helen Caldicott: *Nuclear Power is not the answer*, The New Press 2006

Gesellschaft für bedrohte Völker: *Urankreislauf zu Lasten indigener Völker*, Memorandum 2007

Greenpeace-Magazin 5.07: *Der Uranschock*
IPPNW Forum Nr. 123, Sept. 2010: *Das Gelbe Monster, Berichte über den IPPNW-Weltkongress 2010 in Basel*

Institute of Science in Society (ISIS) Report 29/9/08: *The Nuclear Black Hole*

Der Spiegel 13/2010, C. Meyer: *Der Gelbe Fluch*

Institute for Energy and Environmental Research (IEER) Factsheet 2005: *Uranium – its uses and hazards*

Claus Biegert: *Der Tod, der aus der Erde kommt*, *World Uranium Hearing*, Pustet-Verlag 1993

Mörderisches Uran, natur+kosmos, Juni 2009, S. 20–29

Strahlentelex, zahlreiche Ausgaben 2009 und 2010

Winfrid Eisenberg,
Dr. med., Kinder-
arzt, geb. 1937,
4 erwachsene Kin-
der, 6 Enkelkinder.
Klinische Tätigkeit,
von 1984–2002
ärztlicher Leiter der
Kinderklinik Herford;
fachlicher Schwer-
punkt Neonatolo-
gie/Perinatologie.



Winfrid Eisenberg

Vor der Facharztanerkennung drei Jahre missionsärztliche Arbeit in Süd-Tansania.
Mitglied der IPPNW (Internationale Ärzte gegen den Atomkrieg/Ärzte in sozialer Verantwortung) seit 1982; Vorstandsmitglied von 2003–2007. Themenschwerpunkte in der IPPNW: Arbeitskreis Atomenergie; Arbeitskreis Flüchtlinge/Asyl. IPPNW-Delegierter in der Bundesarbeitsgemeinschaft Pro Asyl; Mitglied der Flüchtlingsbegleitergruppe Herford.

Globaler open space mit Aktionsorientierung

Das Weltsozialforum in Dakar

Von Sven Giegold

Wie schon das Weltsozialforum 2009 im brasilianischen Belém fand das Forum in Dakar unter dem starken Eindruck der tiefen Krise des neoliberalen Globalisierungsprojekts statt. In einigen Weltregionen läuft die Wirtschaft schon länger wieder gut, in anderen hat sie sich an der Oberfläche erholt. Das kann jedoch nicht über die tiefen sozialen, ökonomischen und ökologischen Probleme hinwegtäuschen. Auf dem Forum trafen sich diejenigen aus den Bewegungen und der Zivilgesellschaft, die einen tiefen Bruch mit der neoliberalen Globalisierung wünschen, entweder in Form einer sozialen und ökologischen Regulierungspolitik, wie etwa in einem „Grünen New Deal“, oder durch einen grundsätzlichen Bruch mit dem Kapitalismus. Diese Spannweite politischer Alternativen charakterisierte dieses WSF wie auch die altermondialistische¹ Bewegung seit ihrer Gründung. Gustave Massiah (2011a & 2011b)² schrieb dazu vor Dakar ein viel beachtetes Buch und veröffentlichte 12 Thesen zur altermondialistischen Bewegung.

Doch während in Belém die Diskussion um die Zivilisationskrise und grundlegende Alternativen zur Globalisierung des Kapitalismus wie die Idee des „buen vivir“ [guten Lebens] die Debatten beherrschten, war dies in Dakar anders. Die friedlichen Revolutionen in Ägypten und Tunesien sowie der besondere afrikanische Kontext mit seinen eigenen Themen dominierten auch das WSF. Schon auf dem beeindruckenden Eröffnungsmarsch wurde deutlich, dass dies kein Forum der großen übergreifenden Forderungen und Parolen würde. Dem Orga-

nisationskomitee war es gelungen, in großer Breite die sozialen Bewegungen und Basisinitiativen Westafrikas zu mobilisieren. Dazu trugen auch die über Land reisenden Karawanen bei, die sternförmig aus allen Nachbarländern in den Senegal zogen und damit eine kostengünstige Anreise ermöglichten und gleichzeitig auf das WSF aufmerksam machten. Sie kamen jedoch nicht mit roten, grünen oder anderweitig gleichartigen Fahnen, sondern mit ihren eigenen Anliegen: Landraub („land grabbing“) durch den immer schärferen Druck auf das knapper werdende landwirtschaftlich nutzbare Land für die Bedürfnisse der globalen Konsumenten-Klasse. Der Schutz lokalen Saatguts und lokaler Produktion vor Kontrolle der Multis und Agrarsubventionen wurden eingefordert. Überfischung („sea grabbing“) durch die industriellen Fischfangflotten auf Kosten der familiären Fischereibetriebe. Besonders sichtbar waren überall auf dem Forum die starken Frauenbewegungen in Afrika, sowohl in Bezug auf Landrechte, die Fischerei als auch die Beteiligung von Frauen an Konfliktlösung in Afrika. Schließlich war die

Festung Europa mit seinem menschenverachtenden „Grenzschutzregime“ im Blick. Immer wieder wurden die TeilnehmerInnen aus Europa gefragt, auch von Studierenden aus dem Senegal: Wie kann es sein, dass Ihr ohne Vi-

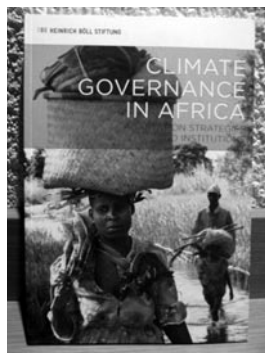


Plakat Weltsozialforum

sum hierher kommen könnt und wir nicht einmal die Chance auf ein Visum haben? Immer wieder wurde die Forderung nach globaler Bewegungsfreiheit erhoben, als Teil globaler Bürgerrechte. Schon vor dem Forum verabschiedete ein eigenes Forum zu Migration eine „Charta der Migranten“ (<http://fsm2011.org/fr/charte-mondiale-des-migrants>). Kurzum: die neuen und alten Formen des Kolonialismus' waren die bestimmenden Themen des Weltsozialforums. Anders als beim WSF in Nairobi 2007 blieb diesmal die Beschimpfung oder überhebliche westliche Kritik an afrikanischen Basisbewegungen aus. Dazu trug auch bei, dass religiös motivierte Gruppen – ob christlich oder muslimisch – wenig sichtbar waren und damit die religiöse Intoleranz mancher Linker weniger provoziert wurde. Erfreulich aktiv waren die katholischen und evangelischen Hilfswerke, die auch vielen ihrer Partnerorganisationen im Süden die Teilnahme am Weltsozialforum ermöglichten. Der Evangelische Entwicklungsdienst stellte auf dem Forum eine viel beachtete Studie zu EU-Westafrikanischen Fischerei-Kooperationen vor, die massiv das Recht auf Nahrung der Fischer und ihrer Familien an den Küsten verletzen. Anders als bei den Foren in Lateinamerika und 2003 in Mumbai waren dagegen linke Parteien und Gewerkschaften vergleichsweise wenig sichtbar. Aus Deutschland war aus den Gewerkschaften nur die GEW dabei. Die großen NGOs waren zahlreich vertreten, dominierten jedoch nicht das Forum. Auch regional entsprach die Beteiligung der Verankerung der altermondialistischen Bewegung auf den verschiedenen Kontinenten. Während EuropäerInnen und LateinamerikanerInnen neben den zahlenmäßig dominierenden AfrikanerInnen sehr sichtbar waren, gab es aus Asien außerhalb von Indien nur wenig Beteiligung. Auch die NGOs aus Nordamerika waren nicht

so zahlreich vertreten, wie es ihrer Stärke eigentlich entspricht. Anders als in Lateinamerika gibt es keine Regierung auf dem afrikanischen Kontinent, die sich auf die al-

termondialistische Bewegung bezieht. Somit wurden die Revolutionen in Tunesien und Ägypten zum machtpolitischen Bezugspunkt des Forums. Gerade im Maghreb hatte ein Duzend Sozialforen stattgefunden und dazu beigetragen, den Boden für den Wandel vor-



***Weltsozialforum, Heinrich-Böll-Stiftung, Bericht
Klimaanpassung in Afrika***

zubereiten. Allerdings wäre es eine Übertreibung, die bei den Absetzungen undemokratischer Regime als Erfolge der altermondialistischen Bewegungen zu sehen. In jedem Falle wollen etliche Organisationen aus dem Weltsozialforumsprozess am 20. März nach Tunesien reisen. Auch das europäische Attac-Netzwerk bereitet mit Attac Tunesien eine Delegation vor. Bewährt hat sich wiederum die neue Methodik des WSF: Nach einem Tag von Veranstaltungen zu afrikanischen Themen gab es zwei Tage mit selbst organisierten Veranstaltungen der teilnehmenden Organisationen. Große, zentral organisierte Veranstaltungen gab es außer der Eröffnung und dem Abschluss nicht. Wie bei vorigen WSFs fanden vielfach zu den gleichen Themen verschiedene Veranstaltungen statt, weil sich die OrganisatorInnen schichtweg nicht kannten. Am Schluss des Forums folgten dann eineinhalb Tage, die Aktionsversammlungen vorbehalten waren. Zu jedem relevanten Thema fand hier

jeweils eine Versammlung statt – insgesamt 38. Sie waren praktisch durchweg ein großer Erfolg. Oft basierten die beschlossenen gemeinsamen Aktionen auf den Vorbereitungsarbeiten von globalen Netzwerken, die schon vor einigen Jahren auf vorigen WSF gegründet wurden. Diese Netzwerke – oft mit kleinen Sekretariaten, Mailinglisten, regelmäßigen Telefonkonferenzen – sind eines der größten Erfolge der Weltsozialforen und bei der Kommentierung am meisten übersehen. Das Weltsozialforum ist ein globaler Open Space mit Aktions-Orientierung. Es gab keine systematische Dokumentation der Ergebnisse der 38 Aktionsversammlungen. Hier sind daher nur einige der vielen Ergebnisse von viel beachteten Versammlungen erwähnt. Sie binden politisch nur die TeilnehmerInnen, nicht jedoch das Weltsozialforum als Ganzes. Bei einer mit 300 TeilnehmerInnen sehr gut besuchten Versammlung zu „land grabbing“ wurde eine ganze Reihe von Aktivitäten vereinbart und dazu eine Erklärung zum Thema verabschiedet (<http://farmlandgrab.org/post/view/1819>). Dabei wurde klar, dass der Kampf um traditionelle Landnutzungs-Rechte und damit das Recht auf Nahrung jeweils vor Ort gewonnen werden muss. Zwar sind die Konsumwünsche der global gesehen Reichen und auch multinationale Konzerne bzw. mächtige Staaten ursächlich für das „Land grabbing“ im Süden, ein entscheidender Schlüssel liegt jedoch bei den lokalen Behörden und Nationalstaaten im Süden. Sie müssen die Rechte der Kleinbauern verteidigen, statt der Export-Landwirtschaft in oft korrupter Art und Weise zu dienen. Ganz Ähnliches wurde auch bei einer am Rande des Weltsozialforums durchgeführten großen Konferenz zu „land and sea grabbing“ unserer Grünen Fraktion im Europa-Parlament mit betroffenen Kleinbauern und Fischern deutlich. Natürlich müssen wir

gerade die Bedeutung des Themas auf dem Weltsozialforum nutzen, um Druck gegen illegitime Praktiken westlicher Konzerne und auch die Handelspolitik der EU zu machen, die zum Schaden kleiner Produzenten im Süden ist. Gleichzeitig müssen wir fairen Handel stärken und die Bewegungen im Süden unterstützen, die Druck auf ihre Regierungen machen. In verschiedenen Versammlungen wurde auch die Mobilisierungsagenda der nächsten Monate deutlich. In Frankreich finden dieses Jahr der G8- und G20-Gipfel statt. Frankreichs Staatspräsident Sarkozy will sich der kritischen französischen Öffentlichkeit als Altermondialist präsentieren, der dann billig und folgenlos an „bösen anderen Staaten“ scheitert. Gleichzeitig bremsst er in der EU bei der Regulierung der Finanzmärkte und der Einführung der Finanz-Transaktionssteuer. Es scheint klar, dass die französischen Bewegungen diese durchsichtige Strategie nicht durchgehen lassen werden. Die Aktionsversammlung zu G8/G20 beschloss eine entsprechende Erklärung (<http://gruenlink.de/54>). In Frankreich hat sich ein Organisations-Komitee gebildet, das auch europäisch vernetzt ist. Es sind daher starke Mobilisierungen zum 21./22. Mai nach Deauville und zum 31. Oktober/5. November nach Cannes zu erwarten. Am 26./27. März findet in Paris eine weitere Vorbereitungs-Versammlung statt. Es scheint, dass es gelingt, die beim Thema Klimaschutz besonders starken politischen Spannungen zwischen NGOs und sozialen Bewegungen auszuhalten. Darüber hinaus konzentrieren sich viele Bewegungen auf die kommende Weltklimakonferenz vom 28.11.–9.12.2011 im südafrikanischen Durban (COP-17) und stärker noch auf den Rio+20-Erdgipfel in Brasilien vom 14.–16. Mai 2011. In Rio ist ein „People’s summit“ als Parallelveranstaltung der Zivilgesellschaft geplant. Dass diese beiden für Klimaschutz

und Biodiversität entscheidenden Konferenzen in stark wachsenden Schwellländern stattfinden, ist politisch spannend. Die beiden Regierungen sind aus sozialen Bewegungen hervorgegangen. Gleichzeitig haben sie sich gerade im ökologischen Bereich alles andere als mit Ruhm bekleckert. Wie ökologische und soziale Krisen in einer gemeinsamen ökonomischen Strategie angegangen werden können, wird zum zentralen Thema werden. Aus diesem Kalender ergibt sich ein Reigen von großen Mobilisierungen für die altermondialistische Bewegung: Deauville, Cannes, Durban, Rio. Leider litt das Forum sehr unter organisatorischen Problemen. Kurz vor Forumsbeginn hatte der Uni-Direktor gewechselt. Der neue fühlte sich an vorige Absprachen nicht mehr gebunden. Das Weltsozialforum und der reguläre Uni-Betrieb fanden daher parallel statt. Die Doppelbelegung der Räume war der Normalfall. Es dauerte, bis Zelte aufgestellt waren, und oft klappte die Ankündigung der neuen Räume nicht richtig. Viele, lange vorbereitete Veranstaltungen fielen daher aus. Das betraf vor allem die kleineren. Diese Probleme können jedoch den Wert und Erfolg des Forums nicht zerstören. Beim auf das Forum folgenden Treffen des Internationalen Rates des Weltsozialforums wurde das Forum so auch als Erfolg gewertet. Vor allem die erfolgreichen globalen Netzwerke und ihre Aktivitäten zeigen die Notwendigkeit und Nützlichkeit des WSF. Von einer angeblichen Erschöpfung der Foren oder einer perspektivlosen Wiederholung der Inhalte kann jedenfalls keine Rede sein. Die Weltsozialforen entwickeln sich regional und thematisch weiter. Was es jedoch nach wie vor nicht gibt und wohl auch bis auf weiteres nicht geben wird, ist eine übergreifende gemeinsame Theorie der sozialen Bewegungen und unabhängigen Zivilgesellschaft. Viel an der Rede von der Erschöpfung

gründet vielmehr in einer falschen Sehnsucht nach Einheitlichkeit und einem großen vereinigenden „Ismus“. Dass es diese ideologische Engführung nicht gibt, ist jedoch nicht einfach Schwäche, sondern gleichzeitig demokratische Stärke der altermondialistischen Bewegung. Kritik gab es im Rat allerdings zu Recht an der Tatsache, dass ein Staatspräsident – Evo Morales aus Bolivien – das weltweite Forum der Zivilgesellschaft eröffnete, ohne dass dies im Rat abgesprochen war. Schließlich gab es gerade aus Indien und Brasilien kritische Anfragen an den europäischen Sozialforums-Prozess. Es könne nicht sein, dass er in Europa so schwach verankert ist. Tatsächlich steckt der Prozess des Europäischen Sozialforums seit Jahren in der Krise. Denn anderes als beim Weltsozialforum ist es nicht gelungen, die großen NGOs, Gewerkschaften mit den radikaleren sozialen Bewegungen zu vernetzen. Vielmehr haben sich fast alle Großorganisationen zurückgezogen, und der Prozess ist in der Hand einer kleinen, schlecht legitimierten Vorbereitungsgruppe. Dass diese Schwäche nun aus dem Süden kritisiert wird, ist ein gutes Zeichen.

- 1 *Ich benutze hier den Begriff „altermondialistisch“ (franz. altermondialiste), der die Bewegung für eine andere Globalisierung im französischsprachigen Raum viel besser beschreibt, als das deutsche „globalisierungskritisch“.*

- 2 *Gustave Massiah (2011a): Une stratégie altermondialiste, Paris: La Décou-*



Sven Giegold

verte. *Gustave Massiah (2011b): Les douze hypotheses d'une stratégie altermondialiste, <http://www.cetri.be/spip.php?article2060&lang=fr>*

Sven Giegold, geb. 1969, ist Wirtschaftswissenschaftler und Politiker. Er ist Mitbegründer von Attac-Deutschland, des Tax Justice Network und des Instituts Solidarische Moderne. Seit 2009 ist er Abgeordneter der Grünen im Europäischen Parlament.

Dr. Gotthilf Schenkel – Pfarrer, Sozialist und Nazigegner

Von SPD Stuttgart-Zuffenhausen

Am 10. Dezember 2010 jährte sich zum fünfzigsten Mal der Todestag von Dr. Gotthilf Schenkel. Er wurde als Sohn eines aus Karlsruhe-Durlach stammenden Missionars in Indien geboren. Er wuchs jedoch in Deutschland auf und studierte nach der Schule evangelische Theologie an der Universität Tübingen. 1914 bis 1918 war er im Kriegsdienst. 1926 promovierte er in Tübingen zum Dr. theol. Dann wurde er Vikar und anschließend Stadtpfarrer an der Pauluskirche in Zuffenhausen.

Als Mitglied der SPD ab 1926 trat er auch dem „Bund der religiösen Sozialisten“ bei. Er vertrat radikale, kapitalismuskritische, egalitäre und pazifistische Positionen. Die Kirche sollte das soziale Gewissen des Volkes sein. Er wurde nicht müde, vor der drohenden Gefahr des Nationalsozialismus zu warnen. 1932 schrieb er: „Das Symbol der neuen Bewegung ist das falsche Kreuz“. Bei einer Großveranstaltung in der Stadthalle dichtete er das Lutherlied um: „Und wenn die Welt voll Nazis wär ...“ Deshalb wurde er 1933 unter dem Druck von NSDAP und Kirchenleitung seiner Pfarrstelle enthoben und nach einer Haft im KZ Heuberg 1934 in den kleinen Ort Unterdeufstetten nahe der bayrischen Grenze strafversetzt, wo er die Nazi-diktatur überlebte.

1947 wurde ihm die Pfarrstelle Oberesslingen übertragen, die er bis zu seiner Berufung als Kultusminister innehatte. Er war gleichzeitig auch Lehrer für Ethik an der Technischen Hochschule Stuttgart.

1951 wurde er zum Kultusminister des Landes Württemberg-Baden berufen und nach der Gründung des Landes Baden-Württemberg 1952 übte er dasselbe Amt unter Ministerpräsident Reinhold Maier aus, das er 1953 aufgab. Von 1952 bis zu seinem Tod 1960 war er Abgeordneter im Landtag von Baden-Württemberg. Sein Nachfolger in diesem Mandat wurde Walter Hirrlinger.

Dr. Schenkel war auch ein außergewöhnlicher, unabhängig denkender Schriftsteller, der mehrere Bücher zu politisch-theologischen Themen schrieb, zum Beispiel „Kirche, Sozialismus, Demokratie“.

Er gehört mit Emil Schuler zu den bedeutendsten und profiliertesten Sozialdemokraten Zuffenhausens im 20. Jahrhundert. Zur Erinnerung wurde eine Straße im neuen Wohngebiet „Im Raiser“ nach ihm benannt.

Um das theologische, politische und literarische Werk und Gedankengut des ersten Pfarrers Württembergs, der vom NS-Regime aus seinem Amt vertrieben wurde, für die Nachwelt zu erhalten, soll dieses in Verbindung mit einer entsprechenden Stiftung aufbereitet werden.

REZENSIONEN

Gemeinwohl-Ökonomie: Das Wirtschaftsmodell der Zukunft

Felber, Christian, 2010, Gemeinwohl-Ökonomie: Das Wirtschaftsmodell der Zukunft, Deuticke, Wien

Von Ulrich Duchrow

Ging es in Felbers Buch „Neue Werte für die Wirtschaft“ (2008) um die Grundlagen eines „Dritten Weges“ jenseits von Kapitalismus und Zentralismus, danach in „Kooperation statt Konkurrenz“ (2009) (vgl. CuS 1/2010) wesentlich um Alternativen zum Geld- und Finanzsystem, so ist das neue Buch, wie der Untertitel sagt, ein ausgeführtes Modell für die Gesamtstruktur einer alternativen Wirtschaft mit allem, was dazugehört. Das Faszinierende daran ist, dass dieses Modell nicht abstrakt vorgestellt wird, sondern mit Hilfe von Beispielen, die schon funktionieren. Besonders beeindruckend ist die Liste von 68 Unternehmen, die als ErstunterzeichnerInnen (aus Österreich und Deutschland) das Modell der Gemeinwohl-Ökonomie unterstützen. Natürlich wird aber auch auf Beispiele wie Mondragon hingewiesen, die schon über 60 Jahre ein leuchtendes Beispiel des kooperativen Wirtschaftens geben.

Welche Rahmenbedingungen entwickelt Felber für die neue Ökonomie?

1. Zunächst gibt er einen Überblick über die Kernelemente:

Ausgangspunkt ist ein neuer Anreizrahmen durch eine Kultur, die auch in der Wirtschaft Werte durchsetzt, die wir in zwischenmenschlichen Beziehungen schätzen.

Den Unternehmen wird ein neues Erfolgsziel gesetzt: Gemeinwohl.

Dies soll durch einen basisdemokratischen Wirtschaftskonvent definiert werden.

Die Messung erfolgt nicht mehr mit dem monetären BSP, sondern durch die Koppelung sozialer, ökologischer, demokratischer und solidarischer Indikatoren an den wirtschaftlichen Erfolg.

Jedes Unternehmen kann so eine Gemeinwohlbilanz vorlegen. Rund 30 Unternehmen experimentieren schon damit, definieren aber die Gemeinwohlbilanz noch nicht, sondern nur eine Gemeinwohl-Matrix (S. 32f.), da ja erst der demokratische Prozess abgewartet werden muss.

Gemeinwohlstreben der Unternehmen wird von der Regierung rechtlich und steuer-





lich belohnt, aber auch von den Konsumierenden, da alle Produkte in Farben die Gemeinwohlbilanz der Produkte zeigen.

Gewinn wird vom Zweck wieder zum Mittel.

Es gibt erlaubte und unerlaubte Verwendungen von Überschüssen usw.

Durch diese u.a. Rahmenbedingungen wird die Gier nicht mehr systemisch belohnt wie im Kapitalismus, sondern soziales, ökologisches und demokratisches Wirtschaften.

2. In weiteren Kapiteln werden die Grundsäulen des Wirtschaftens diskutiert und Vor-

schläge unterbreitet: Über die demokratische Bank wird das Geldsystem dem Gemeinwohl untergeordnet. Mit verschiedenen Mitteln wird das Eigentum gemeinwohlpflichtig gemacht. Die Demokratie wird durch eine Mischung aus repräsentativer, direkter und partizipativer Demokratie weiterentwickelt. Viele Beispiele werden erzählt und schließlich Vorschläge für Umsetzung und Strategie unterbreitet.

Margret Thatcher wäre vermutlich nach der Lektüre dieses Buches verwirrt. Denn siehe da: Es gibt Alternativen.

Die Wahrheit leben

Jahresbegleiter 2011/Reich-Gottes-Impulse für jeden Tag, zusammengestellt von Claus Petersen, Fenestra-Verlag, Wiesbaden 2010, 317 S.

Von Wieland Zademach

Hier ist in der Tat kein Kalender anzuzeigen, sondern ein Begleitbüchlein: für einen jeden Tag des Jahres ein Denkanstoß im Horizont des Reiches Gottes. Zusammengetragen aus der ganzen Weite der Schöpfungsökumene – biblische Texte finden ebenso Verwendung wie Quellen aus anderen Religionen; Weisheiten aus Philosophie, Literatur und Kulturgeschichte werden gebündelt

unter dem Focus der Reich-Gottes-Botschaft und zusätzlich bezogen auf jeweilige Tagesgedenk-Anlässe. Dabei reicht das Spektrum vom Gedenken an die Ermordung Mahatma Gandhis über die Abschaffung der Prügelstrafe in Großbritannien bis hin zur Einführung des Trans-Fair-Siegels, der Gründung der Organisation „Rettet den Regenwald“ und natürlich einer Fülle von ökumenischen Gedenktagen.

Entsprechende Hinweise an den jeweiligen Tagen und ausführliche Quellenangaben am Ende des Kalenders erleichtern die Nutzung und laden ein zur Vertiefung – sie machen das Büchlein zu einem

gut handhabbaren „Vademecum“ für allerlei Anlässe wie Andachten, Gesprächsimpulse etc.. Wenn denn die Themenkomplexe des „Konziliaren Prozesses“ Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung legitime Bereiche des Reiches Gottes und seinem Wachsen und Werden mitten unter uns sind, dann werden dessen Dimensionen hier spirituell wie auch praktisch reichhaltig aufgefächert. Nur an einem Beispiel sei hier verdeutlicht, wie Intention und Praktikabilität zusammenfinden. Am 18. April wird der Eröffnung des Internationalen

Gerichtshofes der Vereinten Nationen 1946 gedacht – mit einem Text von Martin Buber: „Wir können nur mit Gott reden, wenn wir unsere Arme, so gut wir können, um die Welt legen, das heißt, wenn wir Gottes Wahrheit – und Gerechtigkeit – in alles hineinlegen ...“

Auch wenn dieses Jahr schon ein wenig fortgeschritten ist: diesen Begleiter sollte man sich ruhig noch an seine Seite holen – schon um neugierig zu werden und rechtzeitig Ausschau zu halten nach dem Begleiter für ANNO DOMINI 2012.

Theologie im Lichte Neuen Denkens

Wolfram Liebster, *Theologie im Lichte des Neuen Denkens*, Verlag Wartlich, Ahrweiler, 2010, 498 S., ISBN 978-3-930376-69-8.

Von Wieland Zademach

Neues Denken – was ist damit hier gemeint? Im Zusammenhang dieses Buches geht es – gleichsam als roter Faden der Erkenntnis – um das neue Verhältnis von Christentum und Judentum, wie es sich im Laufe des 20. Jahrhunderts allmählich herausgebildet hat und wofür der Neuanfang in der Hermeneutik eines Franz Rosenzweig die wohl wichtigste Komponente bildet. Das Besondere dieses Bandes liegt

darin, dass hier der Autor als kritisch reflektierender Zeitzeuge einen ebenso tiefen wie anschaulichen Einblick bietet in sein eigenes Erleben und erkenntnistheoretisches Ringen mit dieser Problematik: in die befreiende Lust der Erkenntnis wie aber auch in den ganzen Frust bei der Vermittlung neuer Erkenntnisse in theologischer Wissenschaft, in Gemeindearbeit und Erwachsenenbildung, ganz zu schweigen von den Widerständen in der Praxis, wenn es um konkrete Schritte der Erneuerung geht. Folgt man den Lebensstationen von W.L., so kann man äußerst lebendig Anteil nehmen an dieser Entwicklung.





Als Auslandspfarrer in den Niederlanden – von 1963 bis 1969 im Dienste der Deutschen Evangelischen Kirchengemeinde von Amsterdam – kommt Liebster in Kontakt mit einer Offenheit für die Welt des Judentums, die für ihn neu und zunächst vollkommen ungewohnt ist. Vermittelt über Kornelis Heiko Miskotte stößt er auf Franz Rosenzweig und die Anfänge und Auswirkungen des jüdisch-Christlichen Dialoges in den Niederlanden – und macht dies fortan zu seinem Lebensthema bis ins hohe Alter. Insbesondere der „Stern der Erlösung“ wird für ihn geradezu zu einem Leitfaden für sein theologisch-philosophisches Erkennen wie auch für dessen Umsetzung in der praktischen Arbeit.

Es ist hier nicht der Ort, ausführlich die Rosenzweig-Rezeption darzustellen; einige Aspekte aber gilt es anzudeuten, weil sie konstitutiv sind für die Entwicklung des jüdisch-christlichen Dialogs. Im Nachwort zu seinem „Stern der Erlösung“ fasst Rosenzweig 1925 unter dem Titel „Das neue Denken“ seinen Neuansatz selbst zusammen. Mit der Entwicklung des neuen Denkens wird das dialogische Prinzip in die Philosophie eingeführt; der Mitmensch, der Andere, das Du wird in das philosophische Geschehen miteinbezogen. An die Stelle

der absoluten Vernunft tritt die Sprache als Zugang zur Wirklichkeit. Die Welt erscheint nicht mehr als Material für das Wirken des absoluten Geistes, sondern als Wirklichkeit, wie sie die Sprache bezeugt. Der Mensch ist nicht mehr das Objekt seines eigenen Denkens und Gefangener seines eigenen Systems, sondern im Geschehen der durch die Offenbarung bewirkten Umkehr erfährt er sich als eigene und selbständige Größe mit der Freiheit, sich zur Welt und zum Menschen hinzuwenden und sich im Anderen, im Du zu erkennen. Mit diesem neuen Denken wird vieles verändert. Insbesondere kehrt sich der idealistische Vorrang des Allgemeinen vor dem Besonderen um in sein Gegenteil: so wird etwa aus der Liebe als einem intellektuellen Ideal ein Beziehungsbegriff – Liebe erhält ihren Ort im Dialog von Ich und Du, in liebender Gegenseitigkeit.

Im Zuge dieses hermeneutischen Neuansatzes kann es zu einer gewissen „Enthellenisierung“ in der Theologie kommen, deren Kennzeichen eine Abkehr vom neuplatonischen und idealistischen Sprachgebrauch traditioneller Theologie sind und dafür die Rückkehr zur Sprach- und Denkwelt der biblischen Tradition Israels. Damit bekommt Heilsgeschichte wieder die Spannung ursprünglichen

und aktuellen Geschehens zurück, die sie verloren hatte als reine Historie, als ein Stück bloßer Religionsgeschichte, als Ereignis der Vergangenheit, das überholt wird durch neue Entwicklungen wie etwa die Entstehung der christlichen Kirche. Geschichte gewinnt wieder – wie in der Tradition Israels und der frühen Christenheit – ihren prophetischen Charakter: gelebte Geschichte, die vor Gottes Angesicht zur gedenkenden Vergewärtigung der großen Taten Gottes verkündet wird. Im Aufgreifen von Jesaja 57 sind mit Eugen Rosenstock-Huessy, dem Freund Franz Rosenzweigs, die Schriften der Bibel eben nicht nur Literatur im Sinne der Wissenschaft, sondern vielmehr Anrede des lebendigen Gottes an uns durch andere: Frucht der Lippen. Und genau als solche fanden sie ihren Niederschlag in der kirchlichen Widerstandsliteratur gegen die deutsche Besatzungsmacht in den Niederlanden während des Zweiten Weltkrieges. Rosenzweigs vom Judentum geprägte Gedankenwelt wird zum bestimmenden Element der protestantischen Theologie der Niederlande, wo die Reformierte Kirche auf Kanzel und Katheder und in den Gemeinden Partei ergreift für die verfolgten Juden...

Auf dem Hintergrund dieser geistesgeschichtlichen Ent-

wicklung spielt sich Liebsters Tätigkeit in den 60er Jahren als deutscher Pfarrer in einer allem Deutschen gegenüber so kritisch eingestellten Stadt wie Amsterdam ab. Unschwer lässt sich ermessen, welcher Mut in dieser Situation dazu gehörte, ein Lehrhaus zu gründen als gemeinsames Studienzentrum für Juden und Christen, wo beide die Tora und das Evangelium im wechselseitigen Prozess verstehen lernen können. Binnen kürzester Zeit wurde dieses Lehrhaus zu einem geistigen Zentrum mit großem Zulauf, wo sich Vertreter vieler christlicher Konfessionen und jüdischer Traditionen einstellten und von wo eine Fülle von Impulsen ausgehen im Hinblick auf eine Neugestaltung des Verhältnisses von Judentum und Christentum. Liebsters eigener Beitrag in dieser Zeit ist eine Neuauslegung der Bergpredigt „als Dokument der Einheit mit Israel und nicht als Dokument der Trennung von Israel“ (S.10). Auch die „Antithesen“ sind zu begreifen als zunächst innerjüdische Diskussion und Jesu Forderung nach der umfassenden Gerechtigkeit bildet keinen Gegensatz zum Judentum, sondern die Erfüllung der Tora als deren Bestätigung – die Bergpredigt „steht nicht gegen die Tradition des Judentums, sondern steht im Dienste dieser Tradition, die



**Gesellschaften für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit
DEUTSCHER KOORDINIERUNGSRAT (DKR) E.V.**

Schirmherr: Bundespräsident Christian Wulff



aber dadurch weitergeführt und auf die Völker ausgerichtet wird“ (S. 17).

Ganz anders die Situation in Wuppertal-Barmen, wo Wolfram Liebster im Herbst 1969 seine Arbeit an der Evangelisch-lutherischen Friedenskirchengemeinde aufnahm. Hier herrschte weitgehend Unverständnis für seine Beschäftigung mit der Geisteswelt Israels, geschweige denn für die Notwendigkeit einer Erneuerung der Theologie und der Gemeindefrömmigkeit angesichts der Shoa.

Wollte man Einsicht und Verständnis bei den Menschen wecken für diese Arbeit, so musste man Ausschau halten nach entsprechenden Möglichkeiten etwa auf der Ebene der Gemeindeförderung, der Erwachsenenbildung etc. Mit großer Tatkraft und viel kreativer Phantasie stellte Liebster sich diesen nahezu sysiphus-ähnlichen Herausforderungen. Zwei Schwerpunkte sind es, die hier besonders hervorragen und die sich als zukunftssträchtig erweisen sollten. Zum einen die Mitarbeit in der Wuppertaler Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit. Ähnlich wie zuvor im Lehrhaus in Amsterdam entwickelte sich hier alsbald ein geistiger Austausch und eine vielfältige Kooperation. Viel Prominenz aus Geisteswelt und Kultur war hier zu Gast und trug dazu bei, dass

die dort geleistete Arbeit ausstrahlen konnte hinein in die Gesellschaft der Region in und um Wuppertal.

Und zum anderen Liebsters Mitarbeit im Landeskirchlichen Ausschuss Christen und Juden. Diese Arbeit zeitigte ja als ihr wohl wichtigstes Ergebnis die im Jahre 1980 in Bad Neuenahr verabschiedete Synodalerklärung der Rheinischen Kirche „Umkehr und Erneuerung im Verhältnis von Christen und Juden“. Diese Erklärung mit ihrer Wende in der traditionellen Verhältnisbestimmung von Kirche und Israel (Abkehr von der Lehre über die Enterbung Israels durch die Kirche; Abkehr von kirchlichem Triumphalismus und antijüdischer Auslegung des NT; Hinkehr zu gemeinsamer Weltverantwortung von Juden, deren Erwählung ungekündigt bleibt und Christen, die hinein genommen sind unter den Bogen des Bundes Gottes mit Israel) hat ja geradezu epochale Impulse gesetzt für die Beschäftigung mit dieser Problematik auch in anderen Landeskirchen, in der Ökumene und in weiten Teilen von Politik und Gesellschaft. Die ausführliche und facettenreiche Darstellung der theologischen und gesellschaftspolitischen Diskussion um diesen Synodalbeschluss (S. 157–195) zeugt nicht nur von der Gelehrsamkeit des Verfassers, sondern sie stellt auch

ein authentisches Zeugnis dar über die geistige Verfassung dieser Zeit und über das mühevollen Ringen um die Vermittlung neuer Einsichten. Ebenso die Studie über die Neutestamentliche Wissenschaft im Dritten Reich mit deren Behauptung eines „unüberbrückbaren religiösen Gegensatzes zum Judentum“ wie auch seine „Bemerkungen zur Geschichtsschreibung des Kirchenkampfes“ (S. 222–245), mit denen er die seinerzeitige Bekennerarbeit von Hans Ehrenberg würdigte – diese wie auch weitere Arbeiten in jenen Jahren dienten der Forschung, wie sie auch begleitende Fundierung seiner praktischen Arbeit dieser Zeit darstellen.

Seit 1987 verbringt Liebster seinen Ruhestand in Meckenheim bei Bonn. Die nun gewonnene Zeit nutzt er zur Sichtung und Verarbeitung des Erlebten und Erforschten – immer offen dabei für Perspektiven neuen Erkennens und Wahrnehmens. Lag der Schwerpunkt mit Vorträgen und mit Seminaren zunächst in der Öffentlichkeitsarbeit, so trat jedoch alsbald von neuem das Studium der Schriften von Eugen Rosenstock-Huussy, Franz Rosenzweig sowie von Hans und Rudolf Ehrenberg in den Mittelpunkt der nachdenkenden Arbeit. Indem Liebster intensiv die niederländische und die deutsche Rosenzweig-Rezeption etwa

bei Adrianus Sevenster, Stéphane Moses und Wolfgang Ullmann durchforstet und darüber reflektierend Rechenschaft ablegt (S. 247–327), wird er selbst zu einem wichtigen Interpreten und Tradenten dieser Wirkungsgeschichte. Ähnliches gilt für Liebsters ausführliche Beschäftigung mit dem Heidelberger Philosophen und späteren Bochumer Pfarrer Hans Ehrenberg, dem seinerzeit wohl wichtigsten Dialogpartner von Hans Rosenzweig. Im Briefwechsel zwischen diesen beiden ist ja wohl die so geschichtsträchtige Geburtsstunde des Neuen Denkens auszumachen. Neben Günter Brakelmann, dem ersten Biographen des nahezu vergessenen – besser: verdrängten(!) Hans Ehrenberg sind die Beiträge Liebsters wertvolle Bausteine für die Rezeption von Ehrenbergs Lebenswerk. So etwa die Würdigung von Ehrenbergs Tätigkeit in der Bekennernden Kirche unter dem Titel „Ein Judenchrist beginnt den Kirchenkampf“ (S. 222–245) wie auch Liebsters Studien zu Ehrenbergs Ekklesiologie und dessen Trinitätstheologie (S. 328–417) – hier werden die Enthellenisierung zentraler Theologumena als Beitrag Ehrenbergs zur gegenwärtigen Israeltheologie gewürdigt und weiterführend aktualisiert.

Ein besonderes Glanzlicht im Rahmen der Bildungsarbeit stellt sicherlich das Gemein-





deseminar dar zu Rosenzweigs „Stern der Erlösung“, das hier umfangreich dokumentiert wird. An sechs Abenden wurde das Verhältnis von Theologie und Philosophie in didaktisch bestens aufbereiteter Weise erörtert: Rosenzweigs Idealismuskritik, die Entwicklung des Neuen Denkens als Weg von der traditionellen zur erzählenden Philosophie etc. etc. – mit einer erstaunlichen Resonanz, was die Teilnehmendenzahl betrifft. Diese Dokumentation macht Mut, auch schwierige Themen in komplexer Weise auf hohem Niveau zu erörtern – eine interessierte Öffentlichkeit wartet darauf ... Abgerundet wird Liebsters Rückblick auf sein Wirken in Theologie und Gemeinde durch einige kleinere Aufsätze und Artikel zu jeweils aktuellen Anlässen und Entwicklungen. U. a. gehören dazu ein Nachruf auf Eugen

Rosenstock-Huessy in dessen Todesjahr 1973 sowie ein Reisebericht auf Bonhoeffers Spuren in Pommern, der sich insbesondere mit dessen Israelbild befasst. Hervorstechend dabei eine systematisch einfühlsame Auseinandersetzung mit den „Notwendigen Abschieden“ von Klaus Peter Jörns, dessen Theologie Liebster von der Warte des Neuen Denkens aus einer durchaus kritischen, jedoch immer unpolemischen und fairen Würdigung unterzieht.

Insgesamt ein Sammelband mit einer Fülle von Markierungen auf dem Weg des christlich-jüdischen Dialogs der letzten fünf Jahrzehnte. Die hier festgehaltenen Erkenntnisse, Reflexionen und Impulse warten darauf, von breiteren Kreisen in Theologie und kirchlicher Bildungsarbeit rezipiert und in der Praxis umgesetzt zu werden.

Chile – zwischen Sozialismus und Militärdiktatur

Frenz, Helmut: Jes. 50,5 ... und ich weiche nicht zurück. Chile zwischen Allende und Pinochet. Ein Pfarrer und Menschenrechtler erinnert sich. Verlag Gustav Adolf-Werk, Leipzig 2010

Von Martin Ostermann

Helmut Frenz ist in Deutschland vor allem bekannt durch

seine Aktivitäten als Generalsekretär der Sektion Deutschland von amnesty international, zu dem er 1976 gewählt wurde, und nach zwischenzeitlicher pastoraler Tätigkeit durch sein Amt als Beauftragter für Flüchtlings-, Asyl- und Zuwanderer-Fragen beim Präsidenten des Schleswig-Holsteinischen Landtages, das er von 1999 bis 2005 ausübte.

Das 2010 veröffentlichte Buch von ihm beschäftigt sich aber mit einer anderen Zeit.

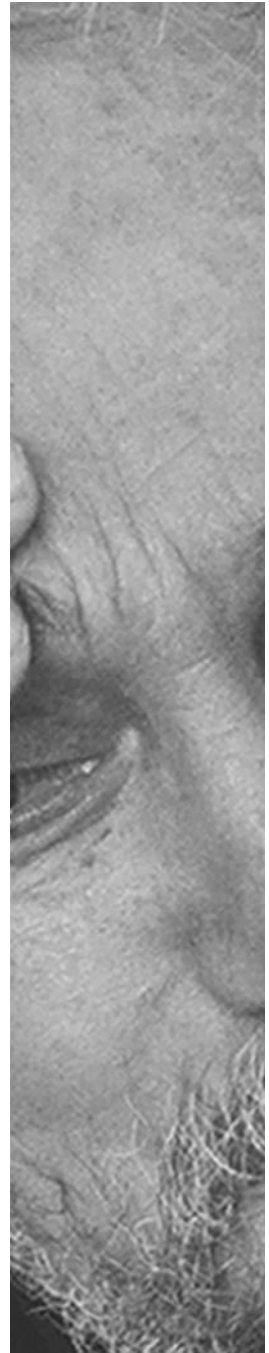
1965 war Frenz, bis dahin Pfarrer der Nordelbischen Evang.-Lutherischen Kirche, als Auslandspfarrer für die EKD nach Chile gegangen, wo er zunächst als Gemeindepfarrer der dortigen Evang.-Lutherischen Kirche in Concepción, später als leitender Bischof der Kirche in Santiago arbeitete. Als solcher war er nach dem Militärputsch vom 11. September 1973 zusammen mit dem katholischen Bischof Ariztia Leiter des „Komitees für den Frieden“ (Comité Pro Paz), bis er im Oktober 1975 von General Pinochet des Landes verwiesen wurde. Das Buch ist ein Lebensbericht, das seine Tätigkeit und seine Erfahrungen in dieser Zeit beschreibt. Es ist ein sprechendes Zeugnis von den mörderischen Verhältnissen unter der Pinochet-Diktatur und es gibt zugleich einen aufschlussreichen Einblick in die Wandlungen des Pastors Helmut Frenz. In seinem dritten Bericht an seine Kirche über die Lage in Chile schreibt er: „Wenn ich noch niemals in meinem Leben ein wirklicher Linker gewesen bin, im Zusammenleben mit den Rechten, die jetzt ihre Maske fallen lassen, werde ich ein Linker.“ (S. 231)

Was sind die wesentlichen Stationen dieses Pfarrers und Menschenrechtlers, wie er sich

im Untertitel seines Buches nennt?

Als Pfarrer der Deutschen Kolonie in Concepcion wird Helmut Frenz am Beginn seiner Tätigkeit in Chile mit einem Milieu-Protestantismus aus dem Deutschen Reich konfrontiert – ob Kaiserreich oder Drittes Reich der Nazis ist nicht ganz klar, man spricht jedenfalls Deutsch und nicht die Landessprache – dessen Lebenselement die Isolierung von der Umwelt ist. Ein Elternteil eines Kindes aus dem Konfirmandenunterricht artikuliert das so: „Das Vaterunser auf Spanisch beten, heißt Perlen vor die Säue werfen.“ (S. 53) Helmut Frenz dagegen lernt Spanisch, führt es vorsichtig als Gottesdienstsprache ein, kümmert sich um katastrophale Zustände in Gefängnissen und schafft es sogar, im Wahljahr 1970 im Elendsviertel „Campamento Lenin“ mit Hilfe der Gemeinde ein Fertighaus für Kinder zu errichten.

Unter der Präsidentschaft Allendes (1970–1973) – Frenz berichtet von einem eindrucksvollen Gespräch mit dem Präsidenten – kommen neue Aufgaben auf die Kirche zu. Helmut Frenz ist seit Anfang 1971 als leitender Bischof an der Hauptkirche der Evang.-Lutherischen Kirche Chiles, der Erlöserkirche im Nobelviertel Providencia tätig. Er baut eine Arbeit für die vielen politi-





schen Flüchtlinge (25 000) aus andern lateinamerikanischen Ländern auf, die im ChileAl-lendes Zuflucht gefunden haben. Zugleich gewinnt er neue Einsichten: „Mir wird mit aller Deutlichkeit bewusst, dass die Privilegierten nie und nimmer freiwillig auf ihre Privilegien verzichten. Sie setzen ihre ganze Kraft dafür ein, auch auf Kosten der allgemeinen Wohlfahrt ihre Vorrechte zu verteidigen.“ (S. 104) Mit dieser Auffassung steht der Bischof in seiner Kirche allerdings ziemlich allein. Gerade die Mitglieder der Evang.-Lutherischen Kirche Chiles hatten damit gerechnet, dass die Kirche dem Putsch der Militärs am 11.9.1973 unverblümt aplaudiert. Zusammen mit den orthodoxen Kirchen verfassen die evangelischen Kirchen eine allgemeine Unterstützungserklärung für die Militärmacht-haber mit vielen Ermahnungen, aber keine Jubelerklärung. Angesichts der Situation für Helmut Frenz eine vertretbare öffentliche Äußerung.

Der Militärputsch schaffte aber dann eine völlig veränderte Situation. In seinem ersten Bericht über die Lage in Chile nach dem Putsch äußert sich Helmut Frenz widersprüchlich: Er rechnet der Regierung der UP Machtmissbräuche vor und hegt noch die Hoffnung, dass Chile anders als Brasilien, Bolivien oder Santo Domingo ohne Mi-

litärdiktatur davonkommt. Andererseits hat er zusätzliche Informationen von Kardinal Raul Silva Enriques bekommen, die ihm bedeuten, dass Menschenrechte verletzt werden. Das sollte sich in einem Ausmaße bewahrheiten, an das Helmut Frenz bisher nicht gedacht hatte. Als besondere Zielgruppe der Verfolgung stellte sich die Gruppe der politischen Flüchtlinge aus andern lateinamerikanischen Ländern heraus, der das ganze Engagement von Helmut Frenz gilt und für die die Kirchen CONAE gründen, das Nationale Flüchtlingskomitee, das im Auftrag des UNHCR tätig wird und dessen Präsident Helmut Frenz wird. Insgesamt können durch diese Organisation 4443 ausländische Flüchtlinge das Land verlassen.

Im Gegensatz zu den ausländischen Flüchtlingen stehen die verfolgten Chilenen zunächst ohne jeden Schutz da. Nur eine einzige unabhängige Organisation besaß die Freiheit, hier Hilfe zu leisten, so Helmut Frenz: die Kirche, die Kirche in allen Kirchen und Konfessionen der Ökumene, die das sog. Friedenskomitee (Comité de Cooperación para la Paz en Chile) gründeten. Welche unglaubliche Arbeit in diesem Komitee geleistet worden ist, wieviel im Untergrund geschehen musste – ein Haus für Verfolg-

te wurde als Bibelseminar getarnt – wie die Geheimpolizei auf Frenz Spuren sich begab, das kann man in seinem Bericht noch einmal genau nachlesen. Besonders beschämend ist, wie der deutsche Botschafter Lüdde-Neurath sich verhielt: Wurden zunächst alle Flüchtlinge als „Tupamaros“ ausgesperrt, so gab sich derselbe Botschafter nach einem Brief von Helmut Frenz an Bundeskanzler Brandt als großer Freund des Bischofs, gegenüber dem er seine humanitären Wohltaten rühmt. Der deutschen Botschaft musste Humanität verordnet werden. Eine bezeichnende Kleinigkeit für die damalige Situation in Chile sei noch mitgeteilt: Da die „unbotmäßigen“ Pastoren von diktatorhörigen Gemeindegliedern als „Kommunisten“ diffamiert wurden, sollte Pastor Schaper (Puerto Montt) aus Chile ausgewiesen werden. Helmut Frenz erreichte eine Audienz bei dem Innenminister General Benavides, der sie aufforderte, auf die Bibel von General Pinochet zu schwören, dass sie keine Kommunisten seien. Pastor Schaper legte seine rechte Hand auf die Bibel und sagte: Ich bin kein Kommunist. Helmut Frenz nahm die Bibel, schlug Mt. 5,33–37 auf und sagte: „Hier steht geschrieben: Ihr sollt nicht schwören! Euer Ja sei ein Ja und euer Nein ein Nein.“ Damit war die Au-

dienz beendet und von einer Ausweisung keine Rede mehr. Nachzutragen ist auch noch, dass es durch die Arbeit von Helmut Frenz zu einer Spaltung in seiner Kirche gekommen ist, genauer gesagt zu einem Auszug der pinochet-hörigen deutschen Kolonisten aus dieser Kirche. Das ist, wenn man die Anfänge der Arbeit von Helmut Frenz in Concepción bedenkt, nicht so erstaunlich. Um den Autor des Buches ein letztes Mal zu zitieren: „Es ist typisch, dass man der Kirche immer dann politische Abstinenz anrät, wenn sie die Verhältnisse kritisiert, weil sie sich an die Seite der Armen, Verfolgten und Unterdrückten stellt. Kommt aus der Ecke der Kirche jedoch politischer Applaus für die Regierenden, dann ist die Kirche kein Politikum.“ (S. 292)

Der Titel des Lebensberichtes von Helmut Frenz ist aus Deuteriojesaja genommen: Jes. 50,5 ... und ich weiche nicht zurück. In seinen Deuteriojesaja-Predigten hat Helmut Frenz am Höhepunkt der kirchlichen Auseinandersetzungen deutlich gemacht, dass es unter der Pinochet-Diktatur um nichts anderes ging als dies, ob die Kirche die eine Kirche des leidenden Gottesknechtes JESUS ist oder ein Akklamationsverein für die Mächtigen.

Helmut Frenz' Lebensbericht ist ein aktuelles Buch.

„... und ich weiche Helmut Frenz liest Erinnerungen an d zwischen Allende i

Von 1965 bis 1975 lebte Helmut Frenz als evangelischer Pfarrer in Chile. In den 70er Jahren wurde er in Chile zu be-
ziehen und Helmut Frenz in Chile zu be-
fragen. Menschenrechtler für Menschenrechte bringt ihm „Pastor“ ein, obwohl sein Engagement nicht so sehr ein-
nistisch, sondern vielmehr ein-
In seinem Buch erinnert er sich an die Verfolgten des Pinochet-Regimes, an die Mitstreiter gegen die Diktatur, auch daran, wie seine Kirche dem Wirren nicht standhalten konnte. Helmut Frenz war von 1976 bis 1985 Generalsekretär von Amnesty International Deutschland. Für seinen Nansen-Flüchtlingspreis der Verleihung wurde er ausgezeichnet. Heute lebt Helmut Frenz wieder in Deutschland. Bis 2009 war er Honorarprofessor für Menschenrechte an der Universidad de Chile.

„Jesus Christus fordert uns auf, Menschlichkeit zu sein. Davor dürfen wir nicht zurückweichen. Unser Zeugnis ist jetzt für diejenigen, denen jetzt keiner helfen kann.“ (Frenz)

Moderation: Pfarrer Enno Hagemann, Gustav-Adolf-Werks, Leipzig

Lesung:
09. September
18.30 Uhr
Kirche, Gemeinde
Park Sanssouci
an der Kaming
t frei!

PRESSENACHRICHTEN

Afghanistan: Krieg beenden! Zivil unterstützen! Friedenspolitisch vermitteln!

BRSD

Herford, 13.1. 2011

Krieg beenden! Zivil unterstützen! Friedenspolitisch vermitteln!

Wir fordern von Bundestag und Bundesregierung:

- Den Stopp aller Kampfhandlungen und den sofortigen Beginn des Abzugs der Bundeswehr aus Afghanistan.
- Die frei werdenden Gelder sollen für die Verbesserung der Lebensbedingungen der afghanischen Bevölkerung nach deren Bedürfnissen eingesetzt werden.

Statt weiterer militärischer Eskalation soll sich die Bundesregierung für Friedensverhandlungen zwischen den Konfliktparteien innerhalb und außerhalb Afghanistans einsetzen.

Begründung:

Der Krieg in Afghanistan hat viele Opfer auf allen Seiten und vor allem unter der afghanischen Zivilbevölkerung gefordert und verhindert alle Möglichkeiten für eine Befrie-

dung der Region. Dennoch wollen die an ISAF und OEF beteiligten Staaten die Kampfhandlungen weiter verstärken. Mehr Opfer und mehr Hass werden die Folge sein, während der nötige und friedensfördernde zivile Aufbau weiterhin eine untergeordnete Rolle spielt und Hilfsorganisationen sich sogar den militärischen Strategien unterordnen sollen.

Stattdessen sollte die deutsche Politik alle Anstrengungen zur Förderung von Verhandlungen unternehmen. Solche Bemühungen können nur gelingen, wenn alle Konfliktparteien incl. der Taliban und der Nachbarstaaten im Sinne einer Friedensordnung für die Gesamtregion einbezogen werden. Die Bundesrepublik kann dabei eine konstruktive Rolle spielen. Auch deshalb muss mit dem Abzug der Bundeswehr sofort begonnen werden.

Die *Petition* wird von der Kooperation für den Frieden und ihren Organisationen unterstützt.

Glückwünsche

Herzlich gratulieren wir unserm Bundesfreund Pfarrer i. R.

Dieter Stork zum 75. Geburtstag.

Als Prediger, Maler und Au-



tor ist er unermüdlich tätig gewesen, vgl. www.dieterstork.de. Auf Schallplatten (Musik Siegfried Fiez) und in Kalendern haben seine Texte Kinder erfreut. Viele seiner Texte werben für Frieden, Menschenrechte und die Bewahrung der Schöpfung. Das Oratorium „Dietrich Bonhoeffer“ (Musik: Matthias Nagel) wurde mehrfach aufgeführt. Besonders bekannt wurden die Andachtsbücher „Zukunft, die heute beginnt. Die Psalmen neu gelesen“ und 365

mal Gott. Das ganz andere Andachtsbuch“. Einige Texte erschienen in CuS. Seit zwanzig Jahren widmet er sich der Versöhnung und Verständigung mit den Völkern des Ostens durch den „Freundeskreis Iwanowo“. Projektseminare, Unterstützung eines Kinderheims und ständiger Austausch von Gruppen beleben die Freundschaft von Menschen in Deutschland und Russland. In multos annos, herzliche Segenswünsche!

Kirchentag in Dresden

Der Kirchentag in Dresden vom 1.–5. Juni 2011 steht unter der Losung „... da wird auch dein Herz sein“ (Matth 6, 21). Der BRSD wird auf dem Markt der Möglichkeiten im Themenbereich Bürgerschaftliches Engagement (Standnummer H4 A19) wieder vertreten sein.

Einladung, Programm-Nr. 1072.85 / V.GOD-021: „Das könnte den Herren der Welt ja so passen ...“ Samstag 17–18.30 Uhr. Ökumenischer Gottesdienst mit Agape-Feier zum Gleichnis von den anvertrauten Pfunden. BRSD-Regionalgruppe Thomas Müntzer, Zionskirche Plauen, Bayreuther Str. 28.

Jahrestagung BRSD

Zur Jahrestagung lädt der BRSD herzlich ein: 17.–9. Oktober 2011 in Lage-Hörste bei ver.di, Institut für Bildung, Medien und

Kunst, Teutoburger-Wald-Straße 105, 32791 Lage. Weiteres wird noch bekannt gegeben.





Bilder und Fotos

Reinhard Gaede	3, 46, 65, 74
Jochen Bohl	7
Renate Schröder	9, 10, 13
Weltgebetstagskomitee.....	13
Udo Fleige, VIPZ.....	18, 20, 22, 24, 25
Gerd Büntzly	30
Gossner Mission, Jutta Klimmt	31, 32
Margot Käßmann	36
Herforder Mittagstisch	38
Fredi Lukes	41, 47, 48
Natur+Kosmos, Winfried Eisenberg	50–52, 55
Horst Haitzinger	
NW 23.9.2010, NW 12.1.2011, Nr. 9	54, 55
Sven Giegold.....	56, 57, 59?
Mondragon	62
Fenestra Verlag	63
Wikipedia (gemeinfrei)	64, 67, 68, 70
Gesellschaften f. Christl.-Jüd. Zusammenarbeit	66
Verlag Gustav-Adolf-Werk	69, 71
Ingrid Bruchmann	73

Autorinnen und Autoren:

Jochen Bohl

Bischofskanzlei
Rampische Straße 29
01067 Dresden

Gerd Büntzly

Eisgrabenstr. 9
32052 Herford

Priv.-Doz. Dr. Eugen Drewermann

c/o Redaktion CuS

Prof. Dr. Ulrich Duchrow

Alfred-Jost-Str. 7
69124 Heidelberg

Dr. Winfried Eisenberg

Wellbrocker Weg 61
32051 Herford

Udo Fleige

Schwärzlocher Str. 86
72070 Tübingen

Sven Giegold

MdEP, Jahnstraße 52
40215 Düsseldorf

Ingrid Hufnagel

Schillerstr. 8
32052 Herford

Profn. Dr. Margot Käßmann

c/o Birnstains Büro
Postfach 610 612
10937 Berlin

Jutta Klimmt

Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69–70
10249 Berlin

Karl Christoph Köllner

Meuschelstr. 12
90408 Nürnberg

Fredi Lukes

Schweighofstr. 190,
CH-8045 Zürich

Hermana Karoline Mayer

Casilla 2943
SANTIAGO de CHILE

Martin Ostermann

Admiral-Scheer-Str. 6
48145 Münster

Renate Schröder

Friedrichstr. 38
32257 Bünde

SPD Stuttgart-Zuffenhausen

c/o Hans-Georg Kerler
Brettheimer Weg 8
70435 Stuttgart

Dr. Wieland Zademach

Fritz-Henkel-Str. 38
53572 Unkel

Mitarbeit: CuS versucht eine Mischung aus aktuellen politischen Ereignissen, theologischer und politischer Diskussion, Aktualisierung religiös-sozialistischer Theologie und Politik, Aufarbeitung religiös-sozialistischer Geschichte und von Beiträgen, die sich um die Entwicklung einer Befreiungstheologie und einer entsprechenden Praxis in und für Europa bemühen. **Wir freuen uns über unverlangt eingesandte Manuskripte, auch mit Bildern.** (Allerdings können wir dafür nicht haften.) Auch Texte, die der Meinung der Redaktion nicht entsprechen, aber für unsere Leserinnen und Leser interessant sind, werden veröffentlicht. Gleiches gilt für LeserInnen-briefe. Wer regelmäßig geistesverwandte fremdsprachige Zeitschriften liest, sollte uns dies mitteilen und uns Artikel zur Übersetzung vorschlagen.

Artikel: Da die Redaktionsarbeit unentgeltlich erfolgt, haben wir nur in Ausnahmen Zeit für das Eingeben von Manuskripten. Wir bitten, uns Texte folgendermaßen zuzusenden:

- **Texte** in einem der PC-/Mac-üblichen Formate (RTF, TXT oder DOC) auf CD oder per E-Mail.
- **Bilder** bitte digital als JPG-, TIFF-, EPS- oder PDF-Format mit mindestens 300 dpi Auflösung. Keine Internebilder (!), da sie nicht den Anforderungen des Offsetdrucks entsprechen. Im Notfall als scanfähiges Foto per Post.
Adresse: cus@brsd.de oder reinhard-gaede@gmx.de, bzw. Reinhard Gaede, Wiesestr. 65, 32052 Herford.

Sprache: Wir wünschen uns eine Sprache, die die weibliche und männliche Form gleichermaßen berücksichtigt.

Endredaktion: Über einen Abdruck entscheiden die MitarbeiterInnen der Redaktion. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

CuS. Christ und Sozialist. Christin und Sozialistin. Kreuz und Rose

Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V./www.BRSD.de

Erscheint seit 1948 (vorher gab es bis zur Unterdrückung durch den Hitler-Faschismus: Das Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes 1924–1933, das Rote Blatt der Katholischen Sozialisten 1929–1930 und die Zeitschrift für Religion und Sozialismus 1929–1933).

Helmut Gollwitzer: Warum bin ich als Christ Sozialist? Warum wird ein Mensch Sozialist?

Ein Mensch wird Sozialist, weil er entweder durch die Schäden des gegenwärtigen Gesellschaftssystems selber schwer getroffen ist oder weil er sich mit diesen Betroffenen identifiziert, aus moralischen Motiven oder aus rationaler Einsicht in die Dringlichkeit revolutionären Veränderung oder aus beidem.

Ein Mensch wird Sozialist, wenn er die gesellschaftlichen Schäden nicht nur als Einzelphänomene erfährt oder beobachtet, sondern die Vordergrundsphänomene durchschaut auf ihren Zusammenhang hin: den Zusammenhang, den sie untereinander haben und den Zusammenhang mit den Grundstrukturen der gegenwärtigen Gesellschaft, mit der in ihr dominierenden Produktionsweise.

Solche Vordergrundsphänomene waren schon seit dem Frühkapitalismus: Arbeitslosigkeit, krasse Ungleichheit der Chancen und der Lebensverhältnisse, verheerende Wirkung der kapitalistischen Krisen auf ungezählte Existenzen, Ökonomische Ursachen internationaler Konflikte (Kriege), militärisch-industrieller Komplex (Rüstungsindustrie, Waffenhandel), Versklavung anderer Völker (Kolonialismus). – Hinzugekommen sind heute: Ressourcenvergeudung, Unmenschlichkeit der Städte, Landschaftszerstörung, Erhöhung der Produktivität durch verschärfte Zerstückelung und Mechanisierung der Arbeit (Taylorisierung) und der Effektivitätskontrolle, Wegrationalisierung von Arbeitsplätzen und Entqualifizierung der Arbeit durch neue Technologie, Diskrepanz zwischen Befriedigung der Konsumbedürfnisse und Frustration in den Lebensbedürfnissen, Kommerzialisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen und der Sexualität, Zerfall der Familie, Unterwerfung der Bürger unter bürokratisch-technokratische Apparate.

Hinzu kommt, dass gleichzeitig mit der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse der breiten Masse in den Industriestaaten die materielle Verelendung der Mehrheit der Weltbevölkerung ein in der Geschichte noch nie gesehenes Ausmaß erreicht hat. Die Frage drängt sich auf, ob der Wohlstand hier und das Elend dort ursächlich zusammengehören wie zwei Seiten derselben Medaille. (Auszug aus: Warum bin ich als Christ Sozialist?, CuS 1980)

Abonnements:

Per Post:

BRSD Sekretariat Norbert Voß,
Altvolberg 20, 51503 Rösrath

Per Telefon:

0 22 05/79 37

Per E-Mail:

n.voss@redezzeit.de

Bezugspreise (inkl. Versand):

Inland € 20,- pro Jahr · Ausland: Europa € 24,-,
Welt € 28,50 pro Jahr · Förderabonnement € 25,-
oder mehr. Bitte überweisen Sie den Betrag
jeweils zum Jahresbeginn an den BRSD e.V.

KD-Bank · BLZ 350 601 90 · Kt-Nr. 2119 457 010

Internationale Überweisungen:

IBAN DE 15350601902119457010

BIC GENODED1DKD

Kündigungen werden zum Jahresende wirksam